

UNTER EIS

Die erste Consulting-Oper der Geschichte

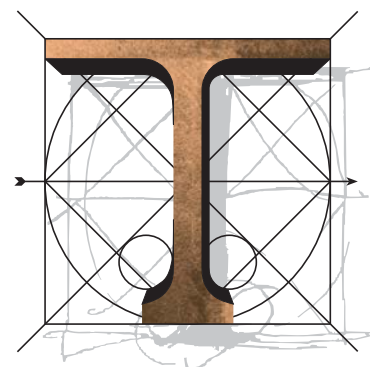


R U H R triennale



UNTER EIS

Die erste Consulting-Oper der Geschichte



R U H R triennale

Musiktheater von Jörn Arnecke Nach einem Libretto von Falk Richter Uraufführung

Paul Niemand und seine Kollegen sind Berater. Sie reden die spezifische Sprache der Berater, sie entlassen Menschen, sie versprechen Lösungen für jedes Problem und garantieren einen reibungslosen Ablauf. Das nach äußerster wirtschaftlicher Effizienz strebende System der Consulting-Firmen will alle Lebensbereiche optimieren, doch auch die Berater selbst sind diesem Leistungsanspruch ausgeliefert. Paul Niemand ist ein Mann, der anfängt, seine Kraft zu verlieren. Sein drohender Abstieg führt ihn in eine alpträumhafte Konfrontation mit seinen jüngeren Kollegen und mit der Bedeutungslosigkeit seiner bisherigen Existenz.

Das Theaterstück *Unter Eis* von Falk Richter wurde im Frühjahr 2004 als letzter Teil des Großprojektes *Das System* an der Berliner Schaubühne uraufgeführt. Es ist die erschreckende Analyse einer Sprache und Ideologie, die die gesamte Existenz erfasst. Es fragt nach den Auswirkungen eines technokratischen Denkens, nach dem Menschenbild der Berater und wie ihre Weltanschauung auf den Einzelnen zurückschlägt.

Für die RuhrTriennale hat Falk Richter sein Stück zu einem Libretto umgearbeitet, das der junge und bereits mehrfach preisgekrönte Komponist Jörn Arnecke vertont. Die im Theaterstück formulierten Zustände wirtschaftspolitischer Machtstrukturen erfahren im Musiktheater *Unter Eis* eine Zuspitzung. In einer großen musikalischen Installation hört Paul Niemand seine Umgebung, er hört, wie die Worte der anderen zu Eis gefrieren, wie sein eigenes Blut gefriert und wie sie alle unter einer Eisdecke verschwinden. Und doch ringt er um eine eigene Sprache und sucht nach einem kritischen Standpunkt in diesem System, das mit seiner unüberschaubar wuchernden Struktur aus Zahlen, Rechnungen und Wirtschaftsrhetorik unsere Welt überflutet.

Jahrhunderthalle Bochum

Premiere: 28. September 2007, 20.00 Uhr

Vorstellungen: 30. September, 3., 5. und 6. Oktober, jeweils 20.00 Uhr

Publikumsgespräch mit Mitwirkenden nach der Vorstellung am 30. September

Einführungen am 3., 5. und 6. Oktober

Im Rahmen von RuhrFutur

☆ Vorstellungsbesuch am 30. September, 20.00 Uhr, anschließend Diskussion mit Mitwirkenden

☆ Probenbesuch nach Vereinbarung, Gespräche mit den Künstlern

☆ Filmvorführung *grow or go – Die Architekten des global village* von Marc Bauder am 20. September, 14.00 Uhr, Endstation Kino im Bahnhof Langendreer

➔ Wir bitten um Anmeldung bei der Jungen Triennale: jungetriennale@kulturruhr.com, T 0209.167 17 47

Materialien

- 3 Biografien
- 4 Glossar
- 5 »Berater reden – Zur Sprache in Falk Richters Unter Eis« von Steffen Richter
- 7 »Ein Tag am Meer« Interview mit Jörn Arnecke von Miriam Wanisch
- 9 »In den Fängen der Angst« von Christian Schüle
- 14 »Die Angst der Mittelschicht« von Thomas Fischermann
- 17 »Kleine Lösungen« von Adrienne Goehler
- 19 Literatur

Jörn Arnecke

Jörn Arnecke, geboren in Hameln, erhielt Kompositionsunterricht bei Wilfried Hiller, studierte Komposition und Musiktheorie bei Volkhardt Preuß und Peter Michael Hamel an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg. 1997/98 war er einer der letzten Schüler von Gérard Grisey am Pariser Conservatoire National Supérieur. 1997 wurde er als Preisträger des Kompositionswettbewerbs der Freien und Hansestadt Hamburg zum Brahms-Jahr ausgezeichnet, 1998 errang er den Förderpreis des Göttinger Symphonie Orchesters. Die Stadt Hamburg verlieh ihm 2003 das Bach-Preis-Stipendium. 2004 erhielt er den Hindemith-Preis des Schleswig-Holstein Musik Festivals und war in der Spielzeit 2005/06 Komponist für Heidelberg beim Theater und Philharmonischen Orchester der Stadt Heidelberg. Er hat Werke im Auftrag der Münchener Biennale, der Expo Hannover, der Tonhalle Düsseldorf und des Brucknerhauses Linz geschrieben. Am Pariser IRCAM-Institut arbeitete er für das Internet-Projekt *Studio en ligne*. Seit Oktober 2001 ist er Teilzeitprofessor für Musiktheorie an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg und hat einen Lehrauftrag an der Universität Hamburg.

Seine 10 Lieblingsalben

[VIOLINKONZERT](#) Berg (Mutter, Chicago Symphony Orchestra, Ltg.: Levine)

[KIND OF BLUE](#) Miles Davis

[LES ESPACES ACOUSTIQUES](#) Grisey (Ensemble Court-Circuit/Frankfurter Museumsorchester, Ltg.: Valade/Cambreling)

[VORTEX TEMPORUM / TALEA](#) Grisey (Ensemble Recherche)

[L'ENFANT ET LES SORTILÈGES](#) Ravel (Alliot-Lugaz u.a., Orchestre symphonique de Montréal, Ltg.: Dutoit)

[DIE SINFONIEN](#) Schubert (Royal Concertgebouw Orchestra, Ltg.: Harnoncourt)

[GOETHE-LIEDER](#) Schubert (Quasthoff, Spencer)

[LE SACRE DU PRINTEMPS](#) Strawinsky (Philharmonia Orchestra, Ltg.: Inbal)

[WINTERREISE](#) Zender (Blochwitz, Ensemble Modern, Ltg.: Zender)

... und, wenn ich ganz ehrlich bin ... [DAS FEST IM MEER](#) Arnecke (Beaumont u.a., Philharmonisches Staatsorchester Hamburg, Ltg.: Meister)

Seine 10 Lieblingsbücher

[AUF DEM WEG ZUR HOCHZEIT](#) John Berger

[DER UNTERGEHER](#) Thomas Bernhard

[MUSIK ALS EXISTENIELLE ERFAHRUNG](#) Helmut Lachenmann

[BUDDENBROOKS](#) Thomas Mann

[OPERNROMAN](#) Petra Morsbach

[SPUTNIK SWEETHEART](#) Haruki Murakami

[UNTER EIS](#) Falk Richter

[KRIEG UND FRIEDEN](#) Leo Tolstoi

[TRISTANAKKORD](#) Hans-Ulrich Treichel

und das [KICKER-SONDERHEFT](#) zur jeweiligen Bundesliga-Saison

Seine 10 Lieblingsfilme

[BLACK BOX BRD](#) Andres Veiel

[CASABLANCA](#) Michael Curtiz

[DAS BOOT](#) Wolfgang Petersen

[DAS LEBEN DER ANDEREN](#) Florian Henckel von Donnersmarck

[DIE KINDER DES MONSIEUR MATHIEU](#) Christophe Barratier

[DIE VÖGEL](#) Alfred Hitchcock

[GOOD BYE, LENIN!](#) Wolfgang Becker

[GROW OR GO – DIE ARCHITEKTEN DES GLOBAL VILLAGE](#) Marc Bauder

[NOMADEN DER LÜFTE](#) Jacques Perrin, Jacques Cluzaud, Michel Debats

[SEIN ODER NICHTSEIN](#) Ernst Lubitsch

Falk Richter

Der Regisseur und Autor wurde in Hamburg geboren und studierte an der dortigen Universität Regie. Er arbeitet an vielen großen Schauspiel- und Opernhäusern im deutschsprachigen Raum, in den Niederlanden und Norwegen. Mit seinem Stück *Gott ist ein DJ*, das in über 15 Sprachen aufgeführt wurde, gelang ihm 1998 der internationale Durchbruch. Zwei Jahre später wurde sein Stück *Nothing hurts* zum Berliner Theatertreffen eingeladen. 2004 realisierte er für die Schaubühne Berlin den vierteiligen Stückzyklus *Das System*, darunter das Stück *Unter Eis*. Falk Richter ist Hausregisseur an der Berliner Schaubühne. 2007 inszeniert er u. a. für die Salzburger Festspiele Carl Maria von Webers *Der Freischütz*.

Seine 10 Lieblingsalben

[LAUGHING STOCK](#) Talk Talk

[MARK HOLLIS](#) Mark Hollis

[THE SENSUAL WORLD](#) Kate Bush

[IN THE GARDEN](#) Eurythmics

[OK COMPUTER](#) Radiohead

[PIANO CONCERTO NR 2](#) Hans Werner Henze

[SUNDAY 8PM](#) Faithless

[STADIUM ARCADIUM](#) Red Hot Chilli Peppers

[SPIRIT OF EDEN](#) Talk Talk

[MEZZANINE](#) Massive Attack

Seine 10 Lieblingsbücher

[LUNAR PARK](#) Bret Easton Ellis

[TANZ MIT DEM SCHAFFSMANN](#) Haruki Murakami

[DIE MÖGLICHKEIT EINER INSEL](#) Michel Houellebecq

[WEISSES RAUSCHEN](#) Don de Lillo

[TRACTATUS LOGICUS](#) Wittgenstein

[GESAMMELTE DRAMEN](#) Thomas Bernhard

[DAVID LYNCH UND SEINE FILME](#) Georg Seeßlen

[ZEITEN DES SCHRECKENS – AMOK TERROR KRIEG](#) Wolfgang Sofsky

[DE PROFUNDIS](#) Oscar Wilde

[DER FLEXIBLE MENSCH](#) Richard Sennett

Seine 10 Lieblingsfilme

[LOST HIGHWAY](#) David Lynch

[HAPPINESS](#) Todd Solondz

[MULLHOLLAND DRIVE](#) David Lynch

[STORY TELLING](#) Todd Solondz

[DIE VERDAMMTEN](#) Luchino Visconti

[TWIN PEAKS](#) die Serie und der Film [FIRE WALK WITH ME](#) David Lynch

[SATYRICON](#) Federico Fellini

[THEOREMA](#) Pier Paolo Pasolini

[L'ECLISSE](#) Michelangelo Antonioni

[DIE SEHNSUCHT DER VERONIKA VOSS](#) Rainer Werner Fassbinder

Alex Harb

Alex Harb wurde in Düsseldorf geboren. Von 1995 bis 2000 war er Bühnenbildner am Schauspielhaus Bochum, wo sich die Zusammenarbeit mit Christina Paulhofer bewährte. Es entstanden Bühnen für *Blick zurück im Zorn*, *Roberto Zucco* und *Lulu*. Weitere Arbeiten unter anderem am Schauspielhaus Zürich, am Burgtheater in Wien, an der Schaubühne und am Deutschen Theater in Berlin sowie an der Oper Frankfurt.

Glossar

BOOTCAMP ☞ eigentlich militärische Ausbildungslager oder Erziehungsanstalten für schwer erziehbare Kinder und Jugendliche. Als Vorbereitung auf den fast kriegerisch anmutenden Arbeitsalltag werden zukünftige Berater gerne zu Vorbereitungscamps geschickt: Outdoortraining, Schreckensszenarien, keine Pause, volles Programm unter extremsten Bedingungen.

BURN-OUT ☞ Totales Ausgebranntsein. Der Begriff wird in den 1970er Jahren in die Medizin eingeführt. Kann zur allumfassenden Arbeitsunfähigkeit geraten. Nicht nur Überforderung, sondern auch Unterforderung führen zu diesem Stresssymptom.

CASH-FLOW ☞ Bezeichnet eine Gewinnkennzahl der Unternehmensanalyse und dient der Beurteilung eines Unternehmens an der Börse.

COACH ☞ Einst: Trainer einer Sportmannschaft. Heute: allwissender Berater für viele Lebenslagen.

CONSULTANT ☞ (neudeutsch): Berater

CORE VALUES ☞ die Grundwerte der Management-Beratung lassen sich wie Mantras herunterbeten: Respekt, Transparenz, Verantwortung, Vertraulichkeit, Professionalität, Teamwork, Objektivität, Unabhängigkeit. Ganz wichtig: Vertrauen generieren.

DOWNSIZING ☞ Personalabbau. Sinkende Mitarbeiterzahlen. Mitarbeiter werden entlassen, weil ganze Unternehmensteile geschlossen werden.

EFFIZIENZ ☞ Verhältnis eines Zieles zu dessen Aufwand, wobei nach dem ökonomischen Prinzip der Aufwand möglichst gering gehalten werden sollte. Als Postulat der Effizienz stehen Gewinnmaximierung und Umsatzsteigerung im Vordergrund. Wichtig für langfristigen Erfolg ist die Effizienzkontrolle.

E-BUSINESS ☞ elektronische Lösungen für verschiedene Geschäftsfelder, z.B. Online-Shops, E-Procurement (elektronische Abwicklung von Einkäufen eines Unternehmens)

GROW OR GO/UP OR OUT ☞ Die zwei Hauptslogans aus der Managerwelt. Entweder die Mitarbeiter schaffen den nächsten Karrieresprung oder sie können nach Hause gehen. Nur die Besten kommen durch.

HOMO OECOMICUS ☞ ökonomisch denkender, auf den eigenen Vorteil bedachter Zeitgenosse, erkennt den Nützlichkeitswert jedweder Beziehung. Alles wird für ihn Mittel zum Zweck, Rationalität im Sinne der Nutzenmaximierung. Lebt nach ökonomischen Kriterien, kann Ziele genau definieren, erreicht sie trotz aller Widerstände.

JUNIOR BERATER ☞ Startpunkt einer Beraterkarriere. Jung, flott, dynamisch leisten die Junior Berater intelligente Überzeugungsarbeit.

KICK-OFF-MEETING ☞ Auftaktveranstaltung zu Beginn von Projekten in der freien Wirtschaft. Teambildung, Mitarbeiter können sich kennenlernen, Verstehen des Projektes steht im Vordergrund. Experimentellere Formen: Outdoortraining, bei dem die Stärken und Schwächen der Mitarbeiter auf spielerische Weise erprobt werden sollen. So werden neue Zielperspektiven und Handlungsspielräume innerhalb des Teams sichtbar.

LIFE-MASTER-PLAN ☞ Zum Selberbasteln: hier eine halbe Stunde weniger am Kopierer rumtrödeln, dafür am Abend eine halbe Stunde länger mit der Freundin telefonieren oder das Wannenbad mit ätherischen Ölen genießen.

MCKINSEY, ROLAND BERGER ☞ Visionäre der Managementberatung. Die erfolgreichsten Unternehmensberatungen weltweit. Zum Markenartikel avanciert. Synonyme für Erfolg, Wachstum, Effizienz.

OUTPLACEMENT-BERATUNG ☞ 1. Boomender Geschäftszweig. Freisetzungshelfer. 2. Einrichtung für entlassene Führungskräfte, Arbeitnehmer werden auf dem Weg zum neuen Job betreut. Auftraggeber sind zu 80% Unternehmen, die Stellen abbauen und dem gekündigten Mitarbeiter »helfen« wollen und zu 20% Mitarbeiter, die sich verändern wollen. Von den Bewerbungsunterlagen bis zum neuen Vertrag wird hier alles neu erarbeitet. 3. Mit der Outplacement-Beratung spart das Unternehmen Abfindungen, vermeidet Klagen vor dem Arbeitsgericht.

SENIOR BERATER ☞ alter Hase im Beratergeschäft

TOP DOG ☞ salopp für: Spitzenmanager. Eigentlich liegt der Wortursprung in der Holzfällersprache. Um mächtige Bäume zu zersägen, wird unter dem gefälltten Baum ein großes Loch gegraben. Der »Dog« ist dabei eine Aufhängevorrichtung. Top- und Underdog bedienen gemeinsam die Säge, in vertikaler Richtung. Nur mit dem kleinen Unterschied, dass der Underdog sie aus der Grube heraus betätigt. Er liegt auf dem Rücken, die Späne fallen ihm ins Gesicht.

TRANSITION-PHASE ☞ Von lateinisch »transire«: hinübergehen. Bezeichnet den Übergang von einem in den nächsten Job.

UNTERNEHMENSBERATUNG ☞ klassische Felder: Organisation und Personalberatung

VORGANGSERFAHRENER MITARBEITER ☞ Dieser kommt in der Unternehmensberatung zum Einsatz, wenn Arbeitsabläufe überprüft werden. Für jeden Arbeitsablauf werden dann Schätzungen ermittelt, damit man nicht mit der Stoppuhr neben dem Schreibtisch oder am jeweiligen Arbeitsort stehen muss. Der zu befragende Mitarbeiter kennt den »Vorgang« besser als jeder andere.

WIN-WIN-SITUATION ☞ Es gibt in dieser Konfliktlösungsstrategie keinen Verlierer, nur zwei Gewinner. Konfliktparteien müssen eigentlich über ein gemeinsames Ziel verfügen. Aber wann verfügen zwei Konfliktparteien über ein gemeinsames Ziel? Schön ist die Möglichkeit, die der Gedanke offenbart: die Verhandlung findet auf der Sachebene statt, Persönliches wird soweit wie möglich ausgeblendet: Hart in der Sache, weich zur Person.

WORK-LIFE-BALANCE ☞ Auf der Suche nach der Energiebalance. Die Theorie von einem ausgeglichenen Leben wird in praxisorientierten Seminaren vermittelt: die eigenen Ressourcen und Grenzen besser kennen lernen, damit es nicht zum Burn-Out kommt. Vier Lebensbereiche sollten dabei harmonisch miteinander verwoben sein: Kontakt (Freundschaften, Beziehungen), Körper (Gesundheit, Fitness), Sinn (Lebenssinn, Vision) und Beruf. Befinden sich diese in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander, ist unser Leben im Lot. Auch der Managerwelt ist das Wohlbefinden der Mitarbeiter wichtig, so finden sich immer mehr »Investitionen ins Humankapital« (Manager-Magazin, 5/2001).

Berater reden

Zur Sprache in Falk Richters Unter Eis

Von Steffen Richter

Der »orator sapiens«, wie er Cicero vorschwebte, sollte ein philosophisch geschulter Kopf sein. Keiner also, der sich nur auf die Argumentationszusammenhänge seines speziellen Problems kapriziert und eine vom moralischen Urteil losgelöste Meinung vertritt. Ein rechter Redner hätte nach Cicero das Ganze im Blick zu behalten. Fast könnte man meinen, Falk Richters Beratungsredner in Unter Eis seien nach diesem Ideal der klassischen Rhetorik geformt. Denn die Herren Sonnenschein, Glasenapp und Niemand, die im Stück ihr Selbstbild ausstellen, sorgen sich durchaus nicht nur um die Rationalisierung von Unternehmensabläufen. Auch Fragen der Kunst und schließlich das Wohlergehen des gesamten Gemeinwesens befinden sich im Fokus ihrer Aufmerksamkeit und fallen unter ihre schier unermessliche Kompetenz. Berater stehen im schlechten Ruf, das Primat der Ökonomie zu vertreten, also allem Menschlichen Feind zu sein. Hier soll, ausgehend von ihrem Sprechen, ihr Weltbild beleuchtet werden.

Die Berater reden zu hören, klingt in der Tat absonderlich. Zunächst vermittelt das stattliche Aufgebot an beruflichen Verhaltensmaßregeln den Eindruck leerer Worthülsen. Es geht darum, »Risiken [zu] akzeptieren«, »Möglichkeiten [zu] schaffen« oder »Motivation [zu] demonstrieren«. Zu den Fahnenwörtern dieser Rede zählen Wörter wie »kreativ«, »Struktur« und »Biss«. Absonderlich klingen diese Maßgaben vor allem, weil sie abstrakte Formeln, Passepartouts bleiben. Sie gruppieren sich um eines leeres Zentrum: den Gegenstand der Beraterrede. In Verbindung mit einer vermeintlich ökonomiefremden Materie wie Literatur oder Kunst könnte das erwähnte Vokabular jedoch ohne weiteres in Kulturredaktionen, Theaterhäusern oder Architektenbüros seinen Platz finden.

Worthülsen über Worthülsen

Zudem ist die Beratersprache durchsetzt mit Anglizismen. Viel ist von »case studies«, »outdooractivities« oder »curiosity« die Rede. Ganz so, wie der Radio-Moderator einer Kultursendung von einem »jingle« oder einer »call-in-Sendung« spricht. Englischsprachiges Spezialvokabular wie »personal effectiveness« oder »pressure handling« kennt eben nicht nur die Sprache des wirtschaftlichen Pragmatismus. Eine »runderneuerte« Fußball-Nationalmannschaft kann sich unter ihrem neuen Trainer (oder Sanierer?) durchaus mit einem »neuen Spirit« präsentieren. Ganz zu schweigen von der Narratologie, der Wissenschaft von erzählenden Texten vornehmlich aus dem Bereich der so genannten schönen Literatur. Sie weiß von story, plot und summary, gar von homo- und heterodiegetischen Ana- und Prolepsen. Freilich, mitunter schämt sie sich ein wenig für ihren Fachwortschatz. Doch nicht einmal für engagierte Bewahrer des Deutschen besteht angesichts des massiven Einfalls von Anglizismen in die Beratersprache Anlass zur Sorge. Das englische Vokabular überformt das deutsche nicht, sondern passt sich ihm an. Wenn etwa von »rejecten« die Rede ist, beugt sich der englische Eindringling den Regeln der deutschen Konjugation.

Natürlich vertreten Berater ihre Ziele aggressiv. Der Bildbereich des Militärischen ist einer ihrer bevorzugten Metapherspender. Also reden sie von »Angriff«, »Schlacht« und »Endziel«, von »Fronttauglichkeit« oder einem »Kämpfer«, der »zielt und trifft«. Sport-, zumal Fußballreporter bedienen sich indes oft aus demselben Fundus. Schließlich gibt es in Unter Eis einen kurzen Ausflug in die Sprache des reinen Codes, den vermutlich nur ausgefuchste Ökonomen oder Aktieninhaber entschlüsseln können: »London Aberdeen Global Amsterdam

ABN... 3 U 31 DE0005167902 ...« Ist aber ein »GER – FRA 0:3«, wie es in der Ecke des Fernsehbildschirms erscheinen kann, weniger kryptisch?

Die Sprache der Berater, so lässt sich festhalten, ist durchaus nicht die eines fremden Fabeltiers. Sie taugt nur wenig zur Denunziation des Berufsstandes, gehören ihre Bestandteile doch ebenso gut in konventionelle oder populäre Kommunikationszusammenhänge. Aufs Ganze gesehen ist diese Sprache nicht einmal das, was sie selbst unablässig propagiert: effizient. Ihre teils überflüssigen Füllwörter und Redundanzen wirken eher kontraproduktiv. (»Hast an einer Stelle, wo es kreativ darum ging, wie kann ich Mitarbeitermotivation in bottom-line-Effekt umrechnen, keinen wirklich kreativen Ansatz gefunden. [...] Du redest sehr klar, sehr offen. Man hat auch nicht das Gefühl, dass du etwas vor einem verbirgst. Du kommst geradeaus, nett klar rüber.«) Kein Grund also zur Besorgnis?

Wer in Unter Eis dieses idealtypische Beraterdeutsch spricht, sind vor allem Karl Sonnenschein und Aurelius Glasenapp, die beiden jüngeren Vertreter ihrer Zunft. Man könnte sie als Integrierte einer offenbar geschlossenen Lebenswelt bezeichnen. Diese Welt kennt keinen Feierabend. Arbeit, After-Work-Party und wieder Arbeit gehen nahtlos ineinander über. Kein Blatt Papier soll zwischen Person und Performance passen. Distanzierende Ironie ist ausgeschlossen.

Wie jede Rhetorik ist auch die der Berater auf die Überzeugung des Partners aus. Und wie viele Rhetoren machen auch die Berater vor der Erzeugung von Schein zum Zweck der Manipulation nicht Halt. (»Idealerweise glaubt der Klient, dass der Berater sein smarterer Freund ist«, »wenn Sie keine Lösung wissen, sagen Sie etwas, das nach Lösung klingt.«) Dabei ist die Beratungspsychologie (»Machen Sie den Kunden zum Helden seiner ganz persönlichen Erfolgsstory«) von derselben Schlichtheit geprägt wie ihre Rhetorik (»Sätze so strukturieren, dass beim Gegenüber Begeisterung aufflammt«). Selbst vor logischem Unsinn (»Lösungen anbieten, bevor die Problemstellung formuliert werden kann«) schreckt sie nicht zurück.

Berater sind überall und immer effizient

Brisanz und Grund zur Besorgnis lauern in Unter Eis vor allem dort, wo Technik und Ideologie des Beratens global werden, die Welt des betriebswirtschaftlichen Unternehmertums verlassen. Denn Berater, wie sie hier vorgestellt werden, verstehen sich als Überbringer der »reinen Lehre«. Oberster Grundsatz dieser »Lehre« ist die Dominanz des ökonomischen Kalküls und der Effizienz in allen Lebensäußerungen. Was auf wirtschaftlichem Terrain auf Entlassungen hinausläuft, treibt auf kulturellem Gebiet skurrile Blüten. Ein Denken in Kategorien der Optimierung macht Kunst zu einem aufs Funktionale reduzierten Movens der Produktivitätssteigerung – beispielhaft in dem von Richter als Satire angelegten Musical, das Aurelius Glasenapp konzipiert. Dieses zweifelhafte Kunststück, auf einer Umfrage unter der Belegschaft nach ihren kulturellen Bedürfnissen basierend, gleicht einem computergenerierten Spektakel. Erzählt wird darin die exemplarische Geschichte einer Robbe, die eine Krise überwindet und schließlich als nützliches Mitglied ins Team reintegriert werden kann. Der »Mehrwert [!] von Kultur« besteht darin, »völlig unkonventionelle Problemlösungen« zu kreieren, »wenn es faktisch und analytisch kein Weiterkommen mehr gibt«. Der Autonomie-Status von Kunst, der sich in langen Auseinandersetzungen gegen Ideologien diverser Couleur behauptet hat, wird in Glasenapps Konzeption kurzerhand negiert.

Vollends problematisch erscheint der Anspruch der Berater, sich dem Gesellschaftsganzen zu widmen. Menschen erscheinen im kühlen Lichte ihres ökonomischen Kalküls als steuerbare Objekte, die im Interesse von reibungsfreien Abläufen »frühzeitig umzustrukturieren« sind. Wenn die »reine Lehre« in

die Politik geht, so Sonnenschein in einem langen Monolog, hat auch die Idee der Demokratie ausgedient: »Es wäre letztlich nicht unvernünftig, uns dieses Feld zu überlassen und uns einfach nach der reinen Lehre entscheiden zu lassen, einfach mal sachlich zu entscheiden, was gemacht werden muss, und das dann einfach zu machen«. Das aktivistische Vokabular (»entscheiden«, »machen«) und das zur Verstärkung dreimal wiederholte Wort »einfach« suggeriert eine geringe oder zumindest problemlos handhabbare Komplexität sozialer Verhältnisse. »Demokratie«, fährt Sonnenschein fort, »ist schön und gut und sicherlich das höchste Ziel«, doch würden »wir durch dieses System völlig blockiert«. Ist hier die Nachtseite des »orator sapiens« am Werk? Die Gefahr, dass der Redner mit seinem jahrhundertealten Hang zum Volkstribun zum politischen Demagogen wird und den Angelegenheiten der »res publica« nicht eben förderlich sein muss, kannte jedenfalls schon Cicero. Sonnenscheins Philippika gegen alles, was sich nicht der »Sachlage« und den »Fakten« unterordnet, mündet in einem Heilsversprechen. In ihm ist vom »Projekt« die Rede, das »neue Jahrtausend fit zu machen«. Es geht darum, »Visionen Realität werden [zu] lassen«: »jeder dort, wo er gebraucht wird, wir alle sind ein großes Team, die Arbeit kann beginnen, eine andere Welt ist möglich, wir schaffen sie.«

Der Messianismus, der ein Versatzstück des Attac-Programms integriert (»eine andere Welt ist möglich«), der mit der Indienstnahme jedes Einzelnen (»dort, wo er gebraucht wird«), aber auch totalitären Verlockungen das Wort spricht, zitiert gleichzeitig einen zentralen Punkt im Selbstverständnis klassischer ästhetischer Avantgarden. Nur sind gesellschaftliche Zukunftsentwürfe und das »Projekt« als ästhetische Kategorie nach dem weitgehenden Erlöschen der Energien sozialer und künstlerischer Avantgarden in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts nicht ohne Grund von der Bildfläche verschwunden. Daher mag der Eindruck des Anachronistischen stammen, der den Berater-Visionen anhaftet. Dasselbe kann auch von den Figuren Glasenapp und Sonnenschein gelten, die sich in ihren Selbstcharakterisierungen und ihrer Wortwahl als Avantgarde-Künstler reinsten Wassers gerieren: »offen sein für neue Informationen ... offen sein für neue Aufgaben ... die eigenen Grenzen ständig verschieben«. Die Topoi der Neuigkeit und der permanenten Selbstüberbietung gehören jedenfalls zum Selbstbeschreibungsinventar avantgardistischer Kunsttheorie.

Wenn die Avantgarde Vorreiter eines Bewusstseins der Moderne war, das die Welt als ein zu Gestaltendes begriff, so sind die »Künstler« Sonnenschein und Glasenapp exemplarische Vertreter einer markanten Position auf dem Feld moderner Subjektivität. Sie werden es nicht zuletzt durch ihre Sprache. Denn die Beratersprache speist sich aus einem – teils aggressiven – Vokabular der Tat und der Entscheidung. Mit ihrer abstrakten Formelhaftigkeit wird die Welt vom Berater-Ich unterworfen und zugerichtet. Es ist ein starkes Ich, das sich in seinen Formulierungen selbst setzt. Allerdings bezeichnet es nur eine Seite, einen extremen Pendelausschlag auf dem Feld moderner Subjektivität. Denn die Moderne, so Peter Bürger in Das Verschwinden des Subjekts, »hat das Subjekt hervorgebracht als ein sich doppelt auf sich selbst beziehendes Wesen, nämlich als Grund aller möglichen Erkenntnis und als Angst vor der Haltlosigkeit dieses sich selbst setzenden Grundes.« Dieser Gegenpol, das von Furcht vor der Leere getriebene Ich, wird in Unter Eis von Paul Niemand vertreten.

Raum für Poesie

Niemand, der ältere Kollege von Sonnenschein und Glasenapp, ist im Stück als einziger mit einer zumindest fragmentarischen Biografie ausgestattet und durch einen Rekurs auf

seine Kindheit als psychologische Figur eingeführt. Seine Sprache lässt sich – weitaus stärker als die seiner Kollegen – mit dem herkömmlichen Instrumentarium der Stilanalyse beschreiben. Poetische Qualität erhält sein Text vor allem durch Figuren der Wiederholung und Hinzufügung. Es finden sich Geminationen (»kalt kalt kalt Eis Eis Eis«), Anaphern (»Ich wollte am anderen Ende .../Ich wollte in einem Meer von Molekülen ...« oder Epiphern (»Aber die hörte mich nicht./Die Sonne hörte mich nicht.«) Zudem werden zur lexikalischen Verstärkung immer wieder Wortfelder aufgerufen, die mit dem Titel des Stücks in enger Verbindung stehen: »gefroren, Eis, Schnee, kalt« oder »Kälteschock Kaltgefroren Tiefgefroren Tiefkühlkost«.

Darüber hinaus lassen sich am unterschiedlichen Sprachgebrauch der Berater verschiedene Weltbilder ablesen. Im Gegensatz zu Sonnenschein und Glasenapp kennt Niemand ein Außen zur Welt des Beratens. Er »muss hier raus«, er spürt den »Riss zwischen mir und den Menschen und dem Planeten«. Während seine Kollegen ihr Ich machtvoll setzen, eine Sprache der Selbstermächtigung des Subjekts sprechen, ist Niemandes Sprechen beständig auf Existenzversicherung aus. Aus seinem wiederholt geäußerten »Hört mich hier wer?« spricht die tiefe Verunsicherung hinsichtlich seiner personalen Identität. Glasenapps Musical oder Sonnenscheins soziale Vision instrumentalisieren jedes Partikel der Wirklichkeit unter der Maßgabe eines ökonomisch begründeten Utilitarismus. Ihr Allmachtswahn versucht, der Realität Strukturen, Ordnung und Form einzuschreiben. Vor den Augen Niemandes hingegen, des ausgebrannten Beraters, löst sich die Welt auf: »Was ich sehe ergibt keinen Sinn/Alles zerspringt in Einzelteile«. Hier herrscht unangefochten die Kontingenz des Bestehenden.

Auch wenn Richter immer wieder plakativ anmutende Aussagen und politische Alltagsrhetorik im Verhältnis eins zu eins in den Theatertext einschreibt (»wenn es der Wirtschaft gut geht, geht es allen gut«) und somit fast verschwenderisch mit den Ressourcen der im innewohnenden Ambivalenz umgeht – eine Ambivalenz manifestiert Unter Eis dennoch: Auf den ersten Blick produziert der Text Einverständnis gegen Welt und Sprache der Berater. Auf den zweiten aber gibt er zu erkennen, dass ebendiese Sprache und vor allem ihre Ideologie immer schon Bestandteil der Alltagswelt ist. Freilich nicht als herkömmliche »starke« Ideologie. Doch zählen das in alle Lebensbereiche eingesickerte ökonomische Kalkül und Effizienzdenken sicherlich zu dem, was Claudio Magris den Totalitarismus der »gelatineartigen schwachen Ideologien« nennt.

Erstabdruck in:

Anja Dürrschmidt (Hrsg.): Falk Richter – Das System. Materialien, Gespräche, Textfassungen zu „Unter Eis“.

Ein Tag am Meer

Interview mit Jörn Arnecke

Von Miriam Wanisch

Wenn man über Sie liest, liest man von „der Renaissance des Gefühls“, von poetischen Titeln Ihrer Musikwerke wie *Auf dem Wasser zu singen*, überall sehr viel Sentiment und Pathos – sind Sie ein unverbesserlicher Romantiker oder woher kommt Ihre Liebe zum Gefühlsüberschwang und zur Emotion?

Sentiment gibts hoffentlich gar nicht, sondern nur ehrliches Gefühl, und Pathos ist mir eher fremd. Aber ich bin davon überzeugt, dass gute Musik beim Hörer den Verstand und die Empfindung ansprechen soll.

Die Poesie scheint Sie zu begleiten. Haben Sie ein Lieblingsgedicht?

Vielleicht dieses: *Fast* von Ulla Hahn.

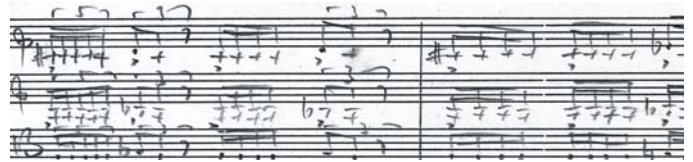
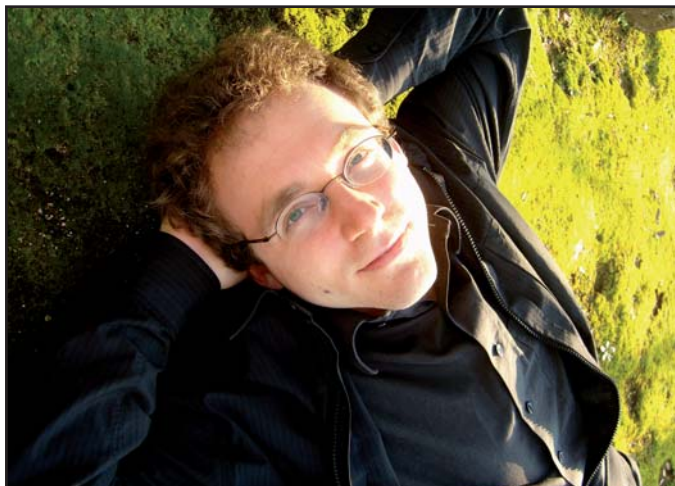
*Abend im März. Glückselige Musik
von Amseln und alten Meistern.
Er rief an. Ich hätte ihm fast
die verbotenen Drei Wörter gesagt.*

Was inspiriert Sie mehr – ein Tag am Meer oder ein gutes Buch mit einer faszinierenden Geschichte?

Wahrscheinlich doch der Tag am Meer – obwohl ich auch gern lese. Aber viele meiner Stücke hängen mit Wasser oder Meer zusammen: mein erstes Musiktheater *Das Fest im Meer*, das Orchesterstück *Gezeiten* oder auch der von Ihnen schon angesprochene Zyklus für Tenor und Streicher *Auf dem Wasser zu singen* (übrigens der Titel eines von mir instrumentierten Schubert-Liedes, das dem Zyklus sein Motto gab). Auch einen Teil von *Unter Eis* habe ich am Meer komponiert, als ich mit einem Stipendium der Sylt-Quelle einen Monat in Rantum auf Sylt verbringen durfte. Und ich habe meine Freundin im Watt kennen gelernt!

Was wären Sie geworden, wenn Sie nicht hätten Komposition studieren können?

Ich hätte wohl Jura studiert. Aber ich bin sehr froh, dass es dazu nicht gekommen ist...



Wie entscheidend sind Stimmen im Alltag für Sie? Entscheidet sich z.B. Sympathie zu einem Menschen über den Klang seiner Stimme?

Ja, die Stimme und die Art zu sprechen sind ein musikalischer Ausdruck der Persönlichkeit! Ich glaube, dass dies – bewusst oder unbewusst – eine starke Rolle beim ersten Eindruck spielt, und der ist ja bekanntlich prägend.

Neben Ihrer immensen Vorstellungskraft sind Ihre Ohren Ihr wichtigstes Arbeitswerkzeug. Wie verhält es sich für Sie mit der Klangkulisse ganz gewöhnlicher Alltagsorte wie Straßencafés, U-Bahn-Stationen ... ?

Das sind einerseits Lebenswelten des Alltags, die dem aufmerksamen Hörer Überraschendes vermitteln können – und andererseits auch manchmal Störungen der inneren Ruhe und des Lauschens.

Wenn es außen zu laut wird, was stimmen Sie da in sich an?

Ich versuche nicht, die Außenwelt innerlich zu übertönen – sondern ich konzentriere mich.

Wie sehr ist unsere Stimme mit unserem Wesen verquickt?

Manches daran ist naturgegeben, anderes Ausdruck unserer Entwicklung und Prägung – und so verhält es sich auch mit unserem Wesen.

Nennen Sie uns Ihre drei liebsten Alltagsgeräusche.

Knisternder Milchschaum auf dem Kaffee, Wasserwellen, prickelnde Kohlensäure.

Nennen Sie uns drei Alltagsgeräusche, die Sie gar nicht gerne hören.

Das Klingeln des Weckers, Autoverkehr, zeternde Menschen.

Jeder Mensch kann singen?

Klar.

Wenn ein Mensch nicht den Ton trifft, auch im übertragenen Sinne passiert das ja auch im Gespräch – woran liegt das?

Dann kann er sich die Tonlage, die gerade angebracht wäre, nicht vorstellen.

Was unterscheidet die Sprechstimme eines Menschen von seiner Singstimme?

Das Sprechen ist der natürlichere Zugang zur stimmlichen Äußerung, das Singen der gehobene.

Unter Eis wurde von Falk Richter ursprünglich als Schauspiel geschrieben. Wie erkennen Sie an einem Stoff, ob dieser geeignet ist für eine Opernkomposition?

Der Stoff muss mich ansprechen, und er muss nach Musik verlangen, der Text benötigt Rhythmus und Kraft – alles gilt in hohem Maße für *Unter Eis*.

Stoff klassischer Opern sind immer große Themen: Liebe, Tod, Trauer, Leidenschaft. Was ist das Große, das Tragische für Sie an *Unter Eis*?

Das Große ist, dass ein wesentliches Merkmal unserer Gesellschaft charakterisiert wird: unser aller Hingabe an Effizienz, die zu einer inneren Verarmung führt. Es gibt in *Unter Eis* keine Liebe zu Menschen, sondern nur zum Markt. Tragisch wäre das dann, wenn es unausweichlich wäre – aber wir alle haben die Chance, unser Leben auf den Prüfstand zu stellen und zu innerer Ruhe und Wärme zu finden.

Wenn wir als stärkstes Anliegen der Oper die Individualgeschichte annehmen, was ist das Außergewöhnliche am Aufstieg (den wir nicht miterleben dürfen) und am Fall Paul Niemanns, des Protagonisten in *Unter Eis*?

Ist der äußere Aufstieg auch eine innere Bereicherung? Programmiert hier der Aufstieg nicht gleichzeitig den Fall? Und ist das außergewöhnlich oder nicht sogar die Regel?

Welche inhaltlichen Ebenen können Sie mit der Oper anklingen lassen, die mit dem bloßen Schauspiel nicht berührt worden wären?

Die Musik kann die Hauptfigur, deren Innenwelt subtiler zeichnen. In der ersten Konzeption Falk Richters für sein Schauspiel war die Hauptperson Paul Niemand ein Komponist, dessen Kreativität verschüttet worden ist. Der Impuls war also von vornherein musikalisch.

Welche akustischen Chancen bietet eine eindrucksvolle Halle wie die Bochumer Jahrhunderthalle, wo Sie *Unter Eis* aufführen werden, im Vergleich zu einem Opernhaus oder einer Philharmonie? Welchen Reiz hat das für Sie?

Die Halle wird eindrucksvoll mitspielen, und das ist bei mir ein Grundbedürfnis im Musiktheater. Die Orchestermusiker sitzen im Raum verteilt, das war von Anfang an Teil meiner Planung – so werden sie die Halle mit Klang füllen und das Publikum von allen Seiten musikalisch einnehmen. Als ich mit Falk Richter und dem Bühnenbildner Alex Harb verschiedene Hallen im Ruhrgebiet besichtigte, war uns klar: Diese wünschen wir uns für *Unter Eis*!

Handwritten musical score for *Unter Eis*. The score is on a grand staff with vocal lines and piano accompaniment. Annotations include:

- Paul Niemand und alle
- Leute (erschlepiert Choe): alle gesprochen, Dynamik wie aufpassen
- Tempo = immer leicht beschleunigend
- Sonnenschein am Schmelzen
- Niemand am Bergbau
- Taktteilung
- ff
- Hocher für den Kunden
- Helden seiner ganz persönlichen
- Story
- kreativ
- Spannung
- bedeutet
- bedeutet neue Chancen

In den Fängen der Angst

Alles lief doch prima: Karriere, Geld, Status. Aber plötzlich ist da nur noch bodenlose Panik. Mit dem Leistungsdruck nimmt die »Angstkrankheit« zu – vor allem in der Mittelschicht, oft in jungen Jahren.

Von Christian Schüle

Und dann war die Angst da, aus heiterem Himmel, wie eingeschaltet. Er merkte, wie es höher kam, wie der Rücken sich versteifte, wie es hinaufkroch und ihn am Nacken packte. Die Oberschenkel tremolierten. Die Muskeln schmerzten. Im Hals hämmerte der Puls. Der Mund war ausgetrocknet, Schlucken unmöglich. Die Arme zitterten heftig, die Hände gingen in Pfötchenstellung. Luft bekam er nicht. Dann waren die Beine taub. Er spürte seine Füße nicht mehr. Er hörte auf zu denken. Er horchte in sich hinein: Es ist wieder so weit! »Ich flehte«, sagt er, »helft mir, lasst es endlich aufhören!«

An diesem Samstag war er allein. Er ist immer allein. Er war sein ganzes Leben lang allein. Am 1. Oktober 2005 nietete der letzte von vielen Rückschlägen die erfolgsverwöhnte Führungskraft Roger Groß* um. Auf einmal war der Boden unter den Füßen weg und mit dem Boden der Sinn. Das sei kein Leben mehr gewesen, sagt er heute, das war nur noch Qual. Vom Gipfel war er hinabgestürzt in den Herrschaftsbereich der Angst.

Groß ist 36, ein körperlich präsender Mann in Cerruti-Anzug, Markenhemd, mit gestreifter Krawatte; der neue Nokia-Communicator steckt am Gürtel. Er ist Bereichsorganisationsleiter bei einem großen Versicherungsunternehmen, und es ist klar, was das bedeutet: Alle zwei Jahre kommen die Controller. Alle zwei Jahre heißt es: 30 Prozent Personalabbau, um Gewinne zu maximieren. Alle zwei Jahre heißt es auch: 20 Prozent mehr Leistung bei 30 Prozent weniger Personal. Also hat Groß Leute entlassen, Karrieren beendet, 14 Stunden am Tag gearbeitet. Ein Mann, für den nur Leistung zählte, monatliches Nettoeinkommen nicht unter 4000 Euro. Gefühle hat er nie zeigen können. Er wusste nicht einmal, ob er welche hat.

Jetzt ist es keine 24 Stunden her, da hat er den ganzen Tag durchgeheult. Die Angst ist wieder da. Seit drei Wochen kämpft er jeden Morgen um sein Leben, das er sich am liebsten nehmen will. Groß ist stark suizidgefährdet. Schlafen kann er nur, weil er irgendwann erschöpft ist vor Angst. Wovor er diese alles lähmende Angst hat, weiß er nicht. Er hat Angst vor der Angst. »Ist das ein Leben?«, fragt er.

Vor einiger Zeit hat das Team um den Medizinsoziologen Johannes Siegrist von der Universität Düsseldorf zwei Studien veröffentlicht, die den Zusammenhang zwischen bedrohlichen Veränderungen im Erwerbsleben, körperlichen Beschwerden und Angst empirisch erhärten. In Kooperation mit belgischen Kollegen fanden die Düsseldorfer Forscher bei anfangs gesunden Beschäftigten, die von sich verschärfenden Arbeitsbelastungen und Arbeitsplatzunsicherheit betroffen waren, bereits nach einem Jahr dreimal so häufig ausgeprägte Angstzustände wie bei Arbeitnehmern, die davon verschont geblieben waren.

Siegrists Erhebungen und diejenigen seiner Kollegen bestätigen die Vermutung, dass Angst im Verbund mit Depression zur vierthäufigsten Todesursache in westlichen Industriestaaten gehört und laut Schätzung der Weltgesundheitsorganisation im Jahr 2020 nach den kardiovaskulären Ursachen zur zweithäufigsten aufsteigen wird. Es führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass Angst zu einer festen gesellschaftlichen Konstante geworden ist.

Die Auswirkungen des Arbeitsalltags auf die Psyche sind enorm.

Im Ganzen gesehen, gehen die Wissenschaftler von einer Zunahme der Angst seit den fünfziger Jahren um mindestens 1,2 Standardabweichungen aus – was sich wenig anhört, statistisch betrachtet aber eine höchst beunruhigende Steigerung ist. Mit der legendären German Angst hat das so wenig zu tun wie mit kulturell gepflegter Hypochondrie; kein Volk Europas ging vor der Einführung der Praxisgebühr laut Statistik so häufig und gern (und meist grundlos) zum Arzt wie die Deutschen.

Legt man als Maßstab von Krankheit aber die Angststörung an, lassen sich die Auswirkungen des globalisierten Wirtschaftens in fast allen westlichen Industriestaaten feststellen. Auch japanische Untersuchungen bestätigten kürzlich deutsche Befunde, wonach Arbeitnehmer, die Angst vor Entlassung haben, viermal so häufig depressive Störungen aufweisen wie jene Arbeitnehmer, die diese Angst nicht haben. Herzfrequenz und systolischer Blutdruck waren während des gesamten Arbeitstages, teilweise auch während der Nacht und am Wochenende, signifikant erhöht. In starkem Maße wurde das Stresshormon Kortisol ausgeschieden, was auf permanente Gefahrenbewältigung hinweist – auf eine existenzielle Erschütterung und Verunsicherung, die zur Angst wird, zur Angst vor der Angst, schließlich zur Angststörung, der Angst vor dem sofortigen Sterben.

Seit vier Jahren fürchtet Peter Körber* von morgens bis abends, dass sein Herz im nächsten Moment zu schlagen aufhört. Körber ist selbstständiger Arzt und arbeitete unter Hochdruck von morgens um halb sieben bis abends um 21 Uhr in einem Krankenhaus. Seit drei Jahren ist er krankgeschrieben. Sein Körper ist kerngesund, die Daten lügen nicht. Das Wort »leistungsfähig« ist sein liebstes. Er joggt täglich, geht dreimal die Woche ins Fitness-Studio, fährt Hunderte von Kilometern mit dem Fahrrad. Wenn er mit dem Rad unterwegs ist, fährt er auf der Hauptstraße neben Brummis, nie auf dem Radweg. Führe er dort und überfiele ihn das Herzflimmern – niemand wäre zur Stelle, ihn zu retten. Sekunden später könnte er tot sein. Der Gedanke zu sterben, ohne dass es jemand merkt, hat Körber in die Tablettensucht getrieben. Er ist abhängig von Antidepressiva.

Im April 2001 raste sein Herz zum ersten Mal mit 200 Schlägen pro Minute, ohne jeden Grund. Kurzatmigkeit folgte, Schweißtreiben. Schwindel kam dazu und ließ wieder nach. Zurück blieb ein tiefes Unwohlsein. Am nächsten Tag verschwanden die Symptome. Fünf Monate lang geschah nichts. Ausgerechnet am 11. September 2001 raste Körbers Herz zum zweiten Mal, auf 230, dreifach so schnell wie normal. Mit den Bildern von den Anschlägen auf das World Trade Center in New York hatte jenes Schlagen nichts zu tun. Zu keiner Zeit hatte Körber einen Infarkt, das bestätigten die behandelnden Ärzte. War alles Einbildung? Sollte er »bekloppt« sein?

Niemand konnte ihn von der Überzeugung kurieren, bald zu sterben. Er ging in die Klinik, erhielt ein stark sedierendes Medikament, das ihn von 230 auf 0 brachte. Zehn Sekunden lang stand sein Herz still. Auf dem EKG-Monitor flimmerte seine eigene Nulllinie. Von diesem Tag an war er nicht mehr leistungsfähig. An Arbeit war nicht zu denken, nicht an Sport. Für Körber, den groß gewachsenen Athleten, der nie geraucht und nie getrunken hat, war es eine »narzisstische Kränkung«. Die Angst hat ihn bis heute nicht mehr verlassen.

Sind die Wohlstandsindividualisten allzu verweichlicht?

Lange waren die Themen »Stress im Arbeitsalltag« und »Angsterkrankungen« nicht relevant. Lieber wurde über Erschöpfungszustände gesprochen, über Burn-outs oder Urlaubsreife. Die meisten Angststörungen wurden und werden als solche nicht erkannt oder von Allgemeinärzten als depressive Verstimmung diagnostiziert; der Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen geht von 50 Prozent

Fehldiagnosen in der hausärztlichen Behandlungspraxis aus, was die Chronifizierung der Angststörung und also längerfristige Behandlungskarrieren zur Folge hat.

Als Sujet, das auch unter Wissenschaftlern größere Aufmerksamkeit gewonnen hat, ist die pathologische Angst erst seit Mitte der achtziger Jahre interessant, seit der weltweit einheitliche Kriterienkatalog ICD (International Classification of Diseases) die Psychologie revolutionierte und verbindliche Zuschreibungen von Symptomen und Diagnosen vorgenommen werden konnten.

Hat sie, die Angst, denn wirklich zugenommen? Ließe sich nicht einwenden, dass jetzt eben genauer hingesehen, gedeutet und deswegen logischerweise eine Steigerung des Drucks sowie eine Zunahme der Störungen festgestellt werde? Kann der Einzelne dieser Tage vielleicht viel weniger ertragen als vor 100, vor 50, vor 30 Jahren der Bauer auf dem Feld im Angesicht von Missernten und Seuchen? Kurzum – sind die Wohlstandsindividualisten von heute womöglich allzu verweichlicht?

Oder ist – im Gegenteil – die Versagensangst mittlerweile so groß, weil der Einzelne in pluralisierten Gesellschaften für alles selbst verantwortlich ist, weil persönliche Identität sich größtenteils nur noch über die Arbeit und den Job definiert und Siegen in einer Gewinnerkultur zum Imperativ geworden ist, während gleichzeitig alle Gewissheiten und Sicherheiten zerfallen?

Durch die Verlagerung der Arbeitsorganisation vom körperlichen auf den psychomentalen Bereich hat sich auch das Krankheitsbild verlagert. Die ersten medizinischen Langzeitstudien, die seit Beginn der 1990er Jahre insbesondere in Finnland, Schweden und Großbritannien das Verhältnis zwischen Stress und Gesundheit untersuchen, kommen nach ihren Auswertungen jetzt zu eindeutigen Ergebnissen: Die Auswirkungen des Arbeitsalltags auf die psychische Gesundheit des Einzelnen sind enorm. In den vergangenen 20 Jahren haben Begriffe wie Flexibilität, Mobilität und lebenslanges Lernen Karriere gemacht; die berechenbare Biografie wurde zum Märchen aus einer versunkenen Welt und die Unberechenbarkeit zu einer mentalen Dauerbedrohung.

Der Beruf hat für das seelische und körperliche Wohlergehen des Einzelnen heute eine immense Bedeutung, weil er drei elementare Existenzbedürfnisse befriedigt: das Selbstwertgefühl, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und das Gefühl von Zugehörigkeit. Wenn diese grundlegenden Bedürfnisse nun durch Radikalisierung des Wettbewerbs, durch Konkurrenzkämpfe, Verlagerung der Produktion ins Ausland, Lohndruck, Kostendämpfung, Stellenabbau, zunehmende Rationalisierung und Mobbing bedroht sind, pathologisiert sich die permanente Verunsicherung zur Angst. Jeder siebte Angstpatient stirbt von eigener Hand.

Zwei repräsentative Umfragen der Gesellschaft für Konsumforschung von 2001 und 2005 zeigen den Anstieg in einem relativ kurzen Zeitraum: 2001 hatten 9,1 Prozent Angst, arbeitslos zu werden; 2005 waren es schon 24 Prozent. Vor sechs Jahren fürchteten 23 Prozent, die Rente reiche nicht aus; vor zwei Jahren waren es 34 Prozent. 36 Prozent der Deutschen sorgten sich 2005, in wirtschaftliche Not zu geraten, elf Prozent mehr als vier Jahre zuvor.

Das Verhältnis zwischen Leistungsfähigkeit, den eigenen Ansprüchen und jenen, die von außen an einen herangetragen werden, ist stark gestört. Der gute Stress nimmt ab, der schlechte zu. Unter Bedingungen erhöhter Konkurrenz mehrten sich zwischenmenschliche Spannungen, die Solidarität in Belegschaften wird geschwächt.

Folgen des sogenannten Downsizings, der permanenten Konfrontation des einzelnen Mitarbeiters mit Personalabbau und angedrohtem Personalabbau, sind, wie finnische Wissenschaftler nachgewiesen haben, erhöhte Arbeitsunfähigkeitsraten und eine signifikant erhöhte Sterblichkeit an koronaren

Herzkrankheiten. Mit dem Anstieg der Stressbelastung am Arbeitsplatz steigt die Herz-Kreislauf-Mortalität um das 2,4-Fache an, Risikofaktoren wie Rauchen oder Alkohol bereits herausgerechnet. Weniger Menschen müssen mehr Arbeit verrichten. Jene, die keine Arbeit haben, fühlen sich unterfordert, jene, die arbeiten dürfen, überlastet. Psychische Konsequenzen hat es für beide.

Dann kam der Hörsturz. Ein unerträgliches Rauschen im Kopf, wie ein Radio, das keinen Sender findet. Kopfschmerzen, Tag und Nacht. In der Klinik kam Roger Groß, die 36-jährige Führungskraft, wieder an den Tropf. An den Tropf! Der Tropf hatte ihm vier Monate zuvor seine erste Angstattacke bereitet, das wusste er jetzt. Damals war er mit dem Auto von Darmstadt nach Mannheim gefahren, als plötzlich die Beine, die Hände und das Gesicht taub wurden. Er hatte zu hyperventilieren begonnen. Gerade noch rechtzeitig war er auf den Parkplatz einer Autobahnraststätte gefahren und dann zusammengebrochen. Am Boden hatte er gekauert wie ein Haufen Elend. Niemand hatte geholfen, keiner war für ihn da gewesen. Er hätte sterben können, auf dem Parkplatz an einer Autobahn, und niemand half, und keiner war da! Wie könnte er je wieder jemandem vertrauen?

Irgendwann war der Rettungswagen gekommen. Dass sich tatsächlich jemand um ihn kümmerte, hatte er nicht mehr wahrgenommen. Er hatte Blut erbrochen. Zwei Liter Blutverlust, Lebensgefahr. In der Klinik hatten sie ihn dann zum ersten Mal acht Stunden an den Tropf gehängt. Er war abhängig von einem Tropf gewesen! Er war im Gang umhergelaufen, es hatte kein Bett gegeben. Das Dröhnen im Kopf hatte nicht aufgehört. Die Angst war da, und sie ging nicht wieder.

Nach jener ersten Angstattacke auf dem Raststättenparkplatz und dem Hörsturz im Krankenhaus ein halbes Jahr später hatte er das beständige Gefühl, es stimme etwas nicht mit ihm. Doch alles lief gut. Er arbeitete, ging teuer essen, kaufte sich Anzüge, Roger Groß hat es gern edel. Die Welt war irgendwie in Ordnung, bis am 4. Juli 2005 sein großer Tag kommen sollte.

Auffällig ist, dass die Angst vermehrt die höher Qualifizierten trifft

Bei einem Assessment-Center in der hauseigenen Führungskräfte-Akademie in Köln wollte man durch Prüfungen seine Eignung als Filialdirektor feststellen. Was wäre das für ein Karrieresprung gewesen! Kurz zuvor waren die Zahlen des Vormonats auf seinen Tisch geflattert, sie waren schlecht. Er hatte sich geärgert. Er war dafür verantwortlich. Die Zahlen waren schlecht, obwohl er für gute verantwortlich ist. Er ärgerte sich immer stärker. Roger Groß braucht Triumphe, sonst hat er nichts. Als er Kind war, hat seine Mutter ihn mit dem Gürtel geschlagen, weil er dem Vater so ähnlich sah. Der Vater war permanent fremdgegangen. Roger wurde von seiner Mutter verstoßen. Sein ganzes Leben ist der einzige Versuch, dem Verstoßen zu entgehen. Es ist eine Folge aus umgesetztem Ehrgeiz und gewonnenen Kämpfen.

Die Direktoren setzten auf ihn, weil er ein Kommunikationstalent ist, jung, vital, ambitioniert. In der bundesweiten Statistik des Unternehmens hat Groß seine Region vom letzten Platz ins vordere Drittel geholt. Also hasst er schlechte Zahlen. Was er liebt, weiß er nicht. Er weiß, dass er täglich das Controlling verbessern muss, Mitarbeiter überwachen, Bewerbungsgespräche führen, Tagungen organisieren, Mitbewerber schwächen, Marktanteile sichern. »Möglichst große Stücke aus dem Kuchen schneiden.«

Am Morgen jenes so bedeutsamen 4. Juli 2005, der den großen Karrieresprung bedeuten könnte, brach in seiner Wohnung ein Wasserrohr. Das war kein guter Start. Er hatte Atemprobleme. Es goss in Strömen. Das Herz begann zu rasen. Er schwitzte. Es war wie damals. Auf einen Parkplatz fuhr er

nicht. Er schlich voran mit 40 Stundenkilometern. Als er in Köln ankam, war er fix und fertig. Das Abendessen mit den Direktoren überstand er irgendwie, dann ging er ins Bett. Nachts um drei war er hellwach. Der Magen rebellierte, dann der Darm. In wenigen Stunden würde es um seine Zukunft gehen – und er spazierte im Zimmer herum, an Schlaf war nicht zu denken!

Um acht Uhr meldete er sich bei der Leiterin des Assessment-Centers ab. Der Landesdirektor war enttäuscht. Enttäuscht! Das Prüfungsthema wäre sein Lieblingsthema gewesen, eine hundertprozentige Chance auf den größten Triumph in seinem Leben. Der Job ist Rogers Leben. Freunde hat er nicht. Eine Beziehung ging in die Brüche, weil die Frau ihm zu nahe sein wollte. Gefühle mag er nicht. Aber keine berufliche Herausforderung, die Roger Groß nicht bewältigt hätte. Stets gab er 120 Prozent, und wenn am Anfang jeden Jahres bei den Zielvereinbarungen die Ansprüche wieder höher gesetzt wurden, gab Roger Groß eben 130 Prozent. Seine biologischen und psychischen Grenzen hat er ignoriert. Er gab sich an jenem 4. Juli nicht einmal die Möglichkeit zu versagen. Er gab vorher auf.

Jetzt ist der Leistungsträger neun Kilogramm leichter und krankgeschrieben. Seine letzte Angstattacke liegt zwei Tage zurück. Roger spricht sanft und rund, das badisch Weiche seiner Stimme wirkt, als lebe er in Frieden. Welch Trugschluss! Es gibt nicht viele Gründe, morgens aufzustehen. Das Überleben setzt ihm mächtig zu.

Auffällig ist, dass die Angststörungen vermehrt die höher Qualifizierten treffen. Erhebungen in der Vergangenheit haben zwar gezeigt, dass diejenigen, die in sozial benachteiligten Schichten aufwachsen, ein niedrigeres Bildungsniveau und ein geringes Haushaltseinkommen haben, doppelt so häufig krankmachenden Arbeitsbedingungen ausgesetzt sind wie Arbeitnehmer aus mittleren und höheren Schichten. Jetzt aber sind auch arbeitslose Akademiker in den Dreißigern keine Seltenheit mehr.

Angstambulanzen und Kliniken werden bevölkert von jungen Elektroingenieuren, die bei Kommunikationsunternehmen wegrationalisiert und Hunderte Kilometer von zu Hause entfernt fachfremd als Hartz-IV-Berater eingesetzt wurden; von Technikern, die die Anforderungen ständiger Mobilität und Flexibilität, die Ortswechsel und Fernbeziehung nicht ertragen können – oder eben von erfahrenen Bauleitern wie jenem in Bayern, der nach 30 Jahren Betriebszugehörigkeit mit dem Wechsel vom Senior- zum Junior-Chef den Sympathiebonus eingebüßt hatte, weil der Sohn plötzlich rationalisierte, wo der Vater das menschliche Miteinander in den Mittelpunkt gestellt hatte.

Angst zu haben ist normal – eine Angstneurose zerstört alle Normalität

127 Millionen Menschen in Europa, mehr als ein Viertel der Bevölkerung, leiden an den zwölf häufigsten psychischen Erkrankungen, ein Drittel davon unter Ängsten und Panikattacken. Die jährlichen Behandlungskosten der psychischen und psychosomatischen Krankheiten in den europäischen Ländern schätzt das European Brain Council auf 386 Milliarden Euro. In Deutschland ist nach einer Statistik der DAK die Rate der »Arbeitsausfalltage infolge von Angststörungen« von 2000 bis 2005 um 27 Prozent gestiegen; bei Depressionen liegt im gleichen Zeitraum eine Zunahme um 42 Prozent vor. Insgesamt gehen fast zehn Prozent der Krankschreibungen in Deutschland auf psychische Erkrankungen zurück. Vor Psychotherapiepraxen der gesamten Republik gibt es Staus. Die Wartelisten wachsen.

Peter Körber, der Arzt mit dem Fahrrad, ging nirgendwo mehr hin, weil er von dort, wo auch immer es war, nirgendwohin mehr fliehen konnte. Das Leben, sagt er, wurde zu einer

einzigsten Katastrophe. Das Leben war eine einzige endlose Panik. Eine permanente Suche nach Fluchtmöglichkeiten. Eine Ansammlung aus Herzrasen, Schweißausbrüchen, Schlaflosigkeiten, Ohrensausen, Magenschmerzen, Hitzewallungen. In der Klinik bekam er angstlösende Benzodiazepine, danach reduzierte sich die Angst, der Schlaf kam zurück. Trotzdem stimmte etwas nicht. Herzrasen. Stiche in der Brust. Atemnot. Man legte den zweiten Herzkatheter – die untersuchenden Ärzte sagten ihm, es gebe nichts, was nicht stimmen würde.

Aber ich könnte sterben, sagte er sich, immer schneller drehte sich die Spirale, es stimmt doch was nicht, das Herz raste, 200, 210, gleich sterbe ich, dachte er, 220, Blut schoss ins Gehirn, 230, die Pupillen weiteten sich, der Puls, der Puls! – 240, gleich ist es aus. Die folgenden vier Jahre hat Körber mit wenigen Ausnahmen in deutschen Krankenhäusern verbracht, in Akut-Ambulanzen und Rehazentren. Die Kardiologen sagten: Abwarten und kaltes Wasser trinken. Die Psychologen fragten: Was könnte denn schlimmstenfalls passieren? Beides hielt Körber für falsch. Er, der Arzt, glaubte den Ärzten nicht mehr. Drei Psychiater hatte er verschlissen. Er war zuge-dröhnt mit Valium. Es folgten Herzkatheter drei und vier.

»Alle dachten, ich bin bekloppt.« Aber er ist nicht bekloppt. Er ist krank vor Angst. Angstkrank. Normalerweise dauern Angstattacken zehn Minuten. Körbers Angst vor dem Tod durch Herzflimmern dauerte Stunden. Er mied Situationen, in denen er hilflos auf dem Boden liegen und sterben könnte, und das war so gut wie überall. Sein Leben bestand darin, das Leben zu vermeiden.

Nichts ist normaler als Angst. Jeder hat Angst, weil jeder Angst haben muss. Ohne Angst kann der Mensch nicht leben und nichts leisten. Als Alarmsystem ist Angst evolutionsbiologisch sinnvoll. Jahrtausendlang war der Mensch Jäger und Sammler, Hirte, Ackerbauer und schließlich Industriearbeiter. Die Angst ließ ihn rechtzeitig vor dem Säbelzahntiger fliehen und sich gegen Hungersnöte wappnen. Angst hat sich als Überlebensstrategie eingebrannt ins kulturelle Gedächtnis. Heute gibt es hauptsächlich reale Ängste vor konkreten Auslösern wie Blut, Bienen, Höhen. Und es gibt irrealer Ängste vor Problemen, die noch gar nicht eingetreten sind. Die häufigsten von ihnen sind die soziale Phobie und, wie in Groß' und Körbers Fall, die generalisierte Angststörung, jene Störung also, die der selbst panikgestörte Sigmund Freud »Angstneurose« nannte.

Die generalisierte Angststörung ist eine reale Angst, die maßlos übertrieben ist, die soziale Phobie eine irrealer Angst, die ein Einserstudent vor jeder Prüfung hat. Beide Angstformen haben die gleichen körperlichen Symptome.

Meist sind Angstpatienten sehr jung. Die soziale Phobie tritt in der Pubertät auf, mit 15, die generalisierte Angststörung zwischen 30 und 35. Jeder zweite Sozialphobiker ist alkoholabhängig, bei mehrfach erhöhtem Suizidrisiko. Die Leistungsfähigkeit von Menschen mit generalisierter Angststörung ist halbiert, ein großer Teil von ihnen erkrankt zudem noch an einer Depression. Vor übersteigertem Leistungswillen fällt die Leistungsfähigkeit in sich zusammen.

Dreitausend Angstpatienten hat der biologische Psychiater Borwin Bandelow von der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen in seinem Leben bisher gesehen. Er finde es bedenklich, sagt er, hätte ein Mensch keine Angst. Der Zusammenhang zwischen Evolution und Angst ist auch hirneurophysiologisch evident. Einer der ältesten Hirnteile, der Mandelkern, Amygdala genannt, ist als Teil des limbischen Systems die neurologische Schaltzentrale der Auslösung von Ängsten. Wie im Fall fast aller psychischen Krankheiten sieht Bandelow auch Angst als zu 40 Prozent vererbt an, was er aus eigenen Studien mit ein- wie zweieiigen Zwillingen und aus der Evolutionsgeschichte ableitet. Wer Verwandte ersten Grades mit einer Angststörung habe, dessen Risiko sei um ein 4,25-Faches erhöht, ebenfalls eine Angststörung zu entwickeln.

Niemand ist gefeit, jeder Mensch kann eine Angstkrankheit entwickeln, und jeder Vierte hat im Laufe seines Lebens einmal eine Angststörung. »Angst ist ein biologisches Phänomen«, sagt Bandelow, »sie ist kulturunabhängig.« Zur Störung wird die biologisch sinnvolle Angstreaktion erst, wenn sie unverhältnismäßig wird, wenn sie Leid verursacht und ohne adäquaten Grund auftritt, wenn die Reaktion dem Anlass entsprechend unangemessen heftig ist, wenn sie nicht kontrolliert oder akzeptiert wird. Dann erhalten die Auslöser eine überdimensionale Bedeutung: der permanente Kreislauf aus Unwohlsein, Deutung des Unwohlseins, Bewertung der Deutung, Einbildung aufgrund der Bewertung, gesteigertes Unwohlsein.

Und mit einem Mal schießt die Angst aus der Tiefe des zerebralen Raums empor und hält an, bevor sie langsam zerfällt, und mit jeder Attacke wird die Kurve steiler und hält länger an und dann noch länger. Der Sympathikus fährt hoch. Der Körper ist zum Kampf bereit. Alles Notwendige ist bestens durchblutet. Darm und Blase entleeren sich, weil man in einer existenziell gefährlichen Situation nichts weniger braucht als deren beschwerenden Inhalt. Und dann fällt die Angstkurve nicht wieder ab, irgendwann kann sie nicht mehr abgeschaltet werden.

Es begann schon beim mündlichen Abitur vor zwölf Jahren. Sabrina Lederer* saß da und heulte, weil sie dachte, es nicht zu schaffen. Die Noten waren immer gut, das wusste sie, trotzdem war sie davon überzeugt, dass sie nichts könne. Sie wuchs auf in gut situierten Verhältnissen, bürgerliche Mittelschicht. Papa finanzierte das Studium, der Ehrgeiz war grenzenlos. Im ersten Semester Zahnmedizin griff zum ersten Mal die Angst nach ihr, so oft, bis sie nicht mehr in das Universitätsgebäude gehen konnte. »Ein einziger Horror.«

Auf Partys war sie verloren – Panik! Bei Freunden übernachten? Niemals!

An Schlaf war nicht zu denken. Sie konnte nichts mehr essen. Sie verlor sechs Kilogramm. Vier Semester quälte sie sich durch. Zum Physikum im fünften war sie angemeldet. Tage vorher fing sie an zu zittern. Die Mutter reiste an. Sie sagte das Physikum ab. Im sechsten Semester drehte sie schließlich durch.

Jede Panikattacke beantwortete sie mit Büffeln. Sie vergrub sich und prügelte sich zehn Stunden am Tag »Zahnheilkunde« in den Kopf, um glänzen zu können, obwohl niemand es von ihr verlangte. Aber sie war felsenfest davon überzeugt, dass man genau das von ihr erwartete. Also machte sie Freunde verrückt und steigerte sich in die Überzeugung hinein, ihre Freunde wollten ihr nicht helfen. Als sie im Winter 2001 einen Patienten behandeln sollte, zitterte sie am ganzen Körper und hatte Heulkrämpfe. Sie terrorisierte ihre Eltern. Auch der Vater konnte nicht mehr schlafen. Die Mutter schickte sie zur Angstambulanz des Universitätsklinikums.

Nach zwei Monaten wirkten die SSRI-Tabletten, die Selektiven Serotonin-Wiederaufnahme-Hemmer aus der Gruppe der Antidepressiva. Die Angst löste sich. Die Stimmung hellte sich auf. Den Therapeuten verlachte sie anfangs. Dann kam das neue Semester, und da war der Ofen endgültig aus.

Sabrina sollte für eine Prothese Kronen im idealen »Kronos-Winkel« von drei Grad schleifen. Nicht einmal ein Professor vermag es, den Anstellwinkel bei drei Grad zu halten. Drei Grad sind ja nur ein theoretischer Richtwert. Sabrina aber musste im Kronos-Winkel schleifen. Sie wollte es allen beweisen. Sie wollte, dass der Assistent sie endlich anerkannte. Sie schloß zu schräg oder zu parallel. Drei Grad waren es nie. Als sie danach einem Patienten eine Spritze setzen sollte, zitterten ihre Hände so, dass sie aufgab.

Ihre Angstkurve stieg immer dann, wenn jemand ihr zusah. Lange Jahre war sie so unsicher, dass sie nie ihre Meinung

sagte aus Angst, es hätte negative Folgen. Jede Art von Aufmerksamkeit war ihr Pein, obwohl sie nichts mehr anstrebte als Aufmerksamkeit. Auf Partys war sie verloren, weil sie sich nicht zurückziehen konnte. Bei Freunden übernachten ging nicht, weil sie nicht nach Hause konnte, wann sie wollte. Deswegen sagte sie die Einladung zur Hochzeit ihrer besten Freundin ab. Die Freundschaft zerbrach. Sie vereinsamte.

Ärzte sind sicher, dass die Zahl der Sozialphobiker zunehmen wird

Sabrina ist Sozialphobikerin. Heute ist sie 30 und arbeitet als Dozentin an der Universität. In dem Maße, in dem sie den Mut fand, über die Angst zu sprechen, merkte sie, wie viele Menschen in ihrem Umkreis unter den gleichen Störungen leiden. Sie sehen keine Zukunft mehr. Sie wissen nicht, was sie mit ihrem Leben machen sollen. Sie geben sich hinein in den Teufelskreis aus Deutungen und deren Bewertungen: Was passiert, wenn ich an dieser Aufgabe scheitere? Was passiert, wenn ich dann das Semester nicht bestehe? Was mache ich ohne Studienabschluss? Was mache ich dann ohne Beruf und Geld? Was bin ich wert ohne Beruf und ohne Prestige?

Stundenlang wälzen sie Spekulationen, für die es keinen Anlass gibt. Ihr Alltag besteht aus der Sorge um etwas, das sie noch gar nicht kennen. Es ist ein Leben im Konjunktiv. Zwei Jahre lang hatte Sabrina zwei Panikattacken pro Woche. Jeden Tag war die Angst anwesend. »Man verlässt sich nur noch auf die tägliche Tablette«, sagt sie. Diese Selbstsicherheit, die andere an ihr neuerdings bewundern, basiert auf einer kleinen Pille Serotoninblocker am Tag.

Oft sind Angstpatienten Narzissten, wobei nicht alle Narzissten eine Angststörung haben. Sozialphobiker wie Sabrina haben Angst vor der Bewertung durch andere Menschen, weil sie gerade durch deren Bewertung nach sozialer Anerkennung streben. Deshalb arbeiten sie hart an sich, setzen sich unter Leistungsdruck, sind perfektionistisch und extrem arbeitswillig. Sie kennen kein Jammern, verbeißen sich in ihren Job. Keine Frage, dass sie beim Arbeitgeber beliebt sind. Sie bereiten sich besser vor als nötig. Sie haben Erfolg und dennoch ständig Angst, es könnte auffliegen, dass sie nichts können.

Therapeuten und Ärzte sind sich sicher, dass die Zahl der sozialen Phobien in naher Zukunft wachsen wird. Im Arbeitsalltag wird vom Einzelnen erwartet, dass er sich in Teams integriert, dass er Vorträge hält, an der Flip-Chart steht, wie selbstverständlich dem Druck standhält, die eigene Kompetenz und das eigene Ich permanent unter Beweis zu stellen. Wer weiß, dass er zur Selbstdarstellung nicht geboren ist, wird allein durch die allgemeine Erwartungshaltung bereits Angst vor dem Scheitern haben.

Die Spannungen zwischen Einsatz und Gewinn werden sich in dem Maße verschärfen, wie die Angst vor Jobverlust zunimmt. Das prophezeit Medizinsoziologie Siegrist, dessen Modell beruflicher Gratifikationskrisen seit Langem weltweit anerkannt ist. Es beschreibt das Ungleichgewicht zwischen Verausgabung und Belohnung des Arbeitnehmers, unabhängig von Branche und Status. Die Leistungsbereitschaft des Einzelnen steigt, wenn es entsprechende Belohnungen gibt: den als angemessen empfundenen Lohn und, noch wichtiger, Aufstiegsmöglichkeit, Arbeitsplatzsicherheit und Wertschätzung des Arbeitgebers.

Je größer jedoch die Diskrepanz zwischen erbrachter Verausgabung und Belohnung wird, je weniger man für die eigene Leistung zu gewinnen scheint, desto stärker wird das Stresserleben und längerfristig das Erkrankungsrisiko. Dann sind die »Kosten« (der Einsatz) und der »Gewinn« (die Gratifikation) nicht mehr in einem für gute Gesundheit zuträglichen Gleichgewicht. Die Krise ist da.

Siegrist kennt drei Gründe, warum Menschen in eine Gratifikationskrise kommen. Erstens: Es fehlt die Alternative zum

Arbeitsplatz. Der Einzelne ist auf genau den einen, auf eben seinen Arbeitsplatz angewiesen, weswegen Arbeitgeber oft für ihn ungünstige Bedingungen durchsetzen können. Zweitens: Viele Menschen beziehen ihr Selbstwertgefühl ausschließlich über den Arbeitsplatz. Um sich soziale Anerkennung von Kollegen und Chefs zu erkämpfen, bürden sie sich zu viel auf und brechen irgendwann ein. Drittens: Fast alle Berufszweige sind heute hoch kompetitiv. Wenn sich 20 Akademiker, die bereits große Vorleistungen erbracht haben, auf eine ausgeschriebene Stelle bewerben, erhöht der Arbeitgeber, im Wissen um knappe Aufstiegsmöglichkeiten, den Druck; er verlangt mehr und bezahlt schlechter, wobei fehlende Anerkennung Siegrists Studien zufolge den meisten stärker unter die Haut geht als zu wenig Geld.

Roger Groß, die Führungskraft, kam aus der Klinik nach Hause und räumte seine Wohnung auf, um etwas zu tun, das hatten die Therapeuten empfohlen. Er joggte und traf sich mit Bekannten. Einen halben Tag ging es gut, dann begann das Spiel von Neuem. Er hyperventilierte, der Nacken versteifte sich, er rief den Therapeuten an. Gemeinsam atmeten sie übers Telefon. In der Klinik hatten sie ihm Atemtechniken beigebracht. Er atmete sich in die momentane Angstfreiheit. Ins Auto steigen konnte er nicht mehr. Die Bilder kamen wieder hoch, die Fahrt nach Mannheim, die Raststätte, die Einsamkeit, der Tropf, die Todesangst.

Dann sprang Groß über seinen Schatten, weihte seinen Chef ein und schrieb seinen Untergebenen eine lange E-Mail. Sie sollten wissen, was zu tun ist, wenn der Tod wieder nach ihm greift. Es gibt Chefs, die nutzen derartige Geständnisse zum Stellenabbau. Rogers Vorgesetzter hatte Verständnis. Verständnis: eine wichtige Erfahrung für die in ihrem Ich gekränkte Führungskraft. »Es lohnt sich zu vertrauen«, sagt er.

Die Angst ist geblieben. Wie eine Walnuss, die im Kopf steckt, die drückt und dafür sorgt, dass er jeden Moment verrückt werden kann. Atemübungen, Sport und Yoga hielten ihn »unten«, wie er sagt. Dann kam die erste Führungskräfte-tagung seit Langem. Die Autofahrt überstand er mit großer Mühe, und dann saß der ehrgeizige Leistungsträger Roger Groß mit 35 Jahren zitternd auf dem Podium und weinte die ganzen drei Stunden lang.

Heute ist er aufgeräumt. Heute geht es ihm gut. Nach seinen Klinikaufenthalten arbeitet er wieder. Er baut gerade ein Haus. Aber morgen kann die Angst wiederkommen. »Der Druck, den schnellen Erfolg zu haben, hat sich seit 1995, als ich zu arbeiten anfang, verdoppelt«, sagt er und stellt sein Wasserglas so sanft auf den Tisch, dass man keinen Laut hört. »Wenn du nicht täglich 15 Stunden das Rad drehst, wirst du die betriebswirtschaftlichen Zielvereinbarungen vom Jahresanfang nie erreichen können.«

Und wie soll es im nächsten Jahr sein, bei neuen Zielvorgaben, und im übernächsten, weil doch die Konkurrenz immer härter wird? Dass sein Unternehmen bis 2008 weitere 500 Mitarbeiter entlässt, weiß Roger, und die Mitarbeiter wissen es auch. Für den Arbeitgeber könnte dieses öffentlich gemachte Geheimwissen durchaus von Vorteil sein: Entweder geben die Leute auf und gehen ohne Abfindung von selbst, oder sie legen sich, ganz im Sinne der Geschäftsführung, noch heftiger ins Zeug. 150 Prozent. Manche brauchen das. Manche motiviert das. Manche schaffen es. Manche zerbrechen daran. Viele landen in der Klinik, weil die Psyche sich nicht befehlen lässt. Es werden immer mehr.

»Einer der größten Angststressoren ist das Schwinden der Solidarität«, sagt Jürgen Margraf, Ordinarius für Klinische Psychologie und Psychotherapie in Basel, wo immer er auftritt. Sogleich fügt er an: »Der wichtigste Schutzfaktor gegen Angst sind stabile soziale Bindungen.« Margraf ist vor allem den gesellschaftlichen Faktoren und Folgen von Angststörungen auf der Spur und attestiert der Gegenwart den Zerfall der sozi-

alen Verbundenheit: Nie war die Zahl der Single-Haushalte in den Städten Deutschlands größer als heute, nie die Scheidungsrate höher (44 Prozent), nie das Heiratsalter höher (Männer 31,3, Frauen 28,5), nie die Geburtenrate niedriger (1,34 Kinder pro Frau).

Gerade hat Margraf, der Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats Psychotherapie der Bundesärztekammer ist und als Koryphäe der Verhaltenstherapie gilt, mit seinem Baseler Team eines der größten interdisziplinären Projekte zur Ursachenforschung von Angst gestartet, eine auf 20 Jahre angelegte Dreigenerationenerhebung mit Soziologen, Genetikern und Psychologen. Titel: Sesam (Swiss Etiological Study of Adjustment and Mental Health). Von der zwölften Schwangerschaftswoche an sollen ausgewählte Mütter und Kinder beobachtet werden. Aus strukturierten Interviews wollen die Wissenschaftler destillieren, welche die biogenetischen, welche die sozialen Faktoren der Angst sind. Angst, so ist die Grundannahme, wird von früh auf angelegt, gelernt und tradiert.

Die Hälfte aller Angststörungen ist im Kindesalter angelegt

Kinder, sagt Silvia Schneider, die in Basel eine Förderprofessur für Klinische Kinder- und Jugendpsychologie innehat, »übernehmen schnell die Bewertungsstile der Eltern.« Zeigten die Eltern Phobien, reagierten Kinder oft mit Trennungsangst. Jeder Abschied gerät zum Drama. Also vermeiden sie den Kindergarten- oder Schulbesuch, meiden es, aus dem Haus zu gehen, meiden es, tagsüber allein daheim zu bleiben. 90 Prozent jener trennungsgeängstigten Kinder weisen als junge Erwachsene ab 14 Jahren entweder eine Angststörung oder eine depressive Erkrankung auf.

Anders gesagt: Jene Menschen, die angstkrank werden, sind, neben möglichen genetischen Veranlagungen, zu großen Teilen unbewusst seit ihrer Kindheit dafür zugerüstet worden und brauchen früher oder später nur den nötigen Auslöser, um in die Karriere des Angstpatienten einzusteigen. In den USA ist vor Kurzem eine verblüffende Studie ausgewertet worden, deren Ergebnis Schneiders These bestätigt: 50 Prozent aller Angststörungen werden im Kindesalter angelegt, weil die Eltern mit den veränderten Lebensbedingungen nicht mehr zurechtkommen und die eigenen Ängste vor dem Versagen im Beruf auf die Kinder übertragen.

Die psychische Gesundheit ist für Margraf mittlerweile zum wichtigsten Kriterium in einer Gesellschaft voller Ängste geworden, die Zunahme der Angst eine der größten Epidemien, die auf die Gemeinschaft zurolle. »Krank macht jener Stress, der nicht vorhersagbar ist«, meint Margraf, »wir leben heute in einer Welt, in der wir, subjektiv gesehen, immer weniger kontrollieren und vorhersagen können.«

Kontrollverlust evoziert Hilflosigkeit, Hilflosigkeit Unsicherheit, Unsicherheit Angst. Um von der ständigen Sorge um die Sorge abzulenken, ersinnen die von Angst Attackierten raffinierte Strategien, um dem zu entgehen, was sie sorgt und ängstigt. Allzumenschlich – derjenige, der eine Angst- oder Panikattacke erleidet, wird alles tun, um den Auslöser zu vermeiden.

»Machen! Erleben! Reingehen in die Angst!« So unerhört klingt es, wenn Thomas Lohmann über den Umgang mit Angst spricht. Ist das fahrlässig? Nein, ein höchst erfolgreiches Konzept. Lohmann ist leitender Arzt der Nexus-Klinik in Baden-Baden, die seit 1999 Angstpatienten hilft, ihre Angst zu verlernen. Angst ist heilbar, wenn man sich ihr aussetzt – das ist Grundgedanke und Ziel der Kognitiven Verhaltenstherapie. Um der Angst wirksam begegnen zu können, muss man wissen, dass man sie hat, wodurch sie ausgelöst wird und welche Strategien man selbst ersinnt, ihr zu entgehen. Man muss sich selbst überlisten.

Eines Nachts, als die Panik wieder zu ihm kam, bat er sie zum Tanz

Was paradox klingt, hat sich in über 85 von 100 Fällen bewährt und kann durch kontrollierte Wirksamkeitsstudien eindeutig nachgewiesen werden. Die Leiter der Nexus-Klinik sind erbarmungslos. Wer Angst vor dem Fliegen hat, muss ins Flugzeug; wer Angst vor Bahnen und Zügen hat, muss in Bahnen und Züge; wer Angst vor Rolltreppen hat, muss auf die Rolltreppe – erst neben dem Therapeuten stehend, dann vor dem Therapeuten, dann ohne Therapeuten. Immer und immer wieder. Rauf und runter. Täglich üben. Täglich erfahren, dass die Angst weniger wird. Die Angst wegfiegen, weggrollen, wegfahren. Den Auslöser sukzessive entmystifizieren.

Irgendwann hat sich Roger Groß einfach in die Mitte eines Kreises von fremden Menschen gestellt. Es fiel ihm unglaublich schwer, die Augen zuzumachen, und noch viel schwerer fiel es ihm, sich fallen zu lassen. Die anderen fingen ihn auf. Da war jemand, der ihn rettete! Er war nicht allein. Er hat sich an seiner empfindlichsten Stelle verwundbar gemacht, hat Vertrauen geübt, gefordert und gewonnen.

Peter Körber, der Arzt, ist wochenlang täglich Zug gefahren, S-Bahn, U-Bahn, ist nach London und zurück geflogen, nach Kopenhagen, nach Berlin, alles auf eigene Kosten, Billigflieger. Er hat gelernt, sich seinen Ängsten auszusetzen, wie es der Panikpatient Goethe einst tat, als er intuitiv auf das Straßburger Münster stieg und so lange im Eck kauerte, bis ihn die Angst vor der Höhe freiwillig verließ. Und Lothar Siewert* hat in einer Vollmondnacht sogar die Angst zum ersten Mal zum Tanz gebeten.

Der 60-jährige Fachhochschullehrer hatte die übliche Karriere eines spätmodernen Angstpatienten: Überlastung, Selbstüberschätzung, Stresspegel-Überschreitung, Panikattacken. Eine Agoraphobie. Angst vor Mitmenschen, Angst vor Massen, in Zügen, U-Bahnen, 220er Puls, Tablettsucht, Entzug, neue Attacken, Todesangst in Schüben, Angst vor dem Herztod, soziale Isolation. Doch eines Nachts geschah etwas Unerhörtes, damals, im Zimmer der Klinik, in der Einsamkeit der Seelenverschattung, im Angesicht des wieder einmal nahen Todes.

Es war in einer der üblichen schlaflosen Nächten vor eineinhalb Jahren, als er mit seiner Psyche zu spielen begann. Plötzlich war er hellwach. Die Angst war da. Da bist du ja, willkommen! Das Herz raste. Er stand er auf und fing an, mit seiner Angst zu reden. Er nahm sie sich vor. Er machte seine Angst zum Subjekt und sprach sie an wie seine Frau. Er sagte: »Du gehörst zu mir.« Und fragte: »Was willst du von mir?«

Nach einer halben Stunde wurde das Herz ruhig. Dann kam die nächste Attacke, und er nahm sie hin. Er fing an, mit der Angst zu tanzen. Er lief umher und drehte sich und unterhielt sich mit ihr, und es begann ihm zu dämmern. Sein Tanz mit der Angst dauerte bis zum Morgengrauen, dann war sie verschwunden. Sie ist ihm bis heute eine treue Partnerin. Wenn sie wieder heranschleicht und er hellwach ist, beinahe jede Nacht, dann flüstert er mit ihr, um seine Frau beim Schlafen nicht zu stören. Dann tanzt er mit seiner Angst, einen Pas de deux in der inneren Stille. Dann geht er wieder fremd. Und vor lauter Aufregung bleibt das Herz ruhig.

* Name von der Redaktion geändert

© DIE ZEIT, 19.04.2007 Nr. 17
<http://www.zeit.de/2007/17/Dossier-Angst>

Die Angst der Mittelschicht

Risiken im Job, mehr Konkurrenzdruck und neue Ungleichheit: Im Zentrum der Gesellschaft grassiert die Furcht vor dem Abstieg.

Von Thomas Fischermann

Mit müden, rot unterlaufenen Augen sitzt Robert Ernst an seinem Stammtisch in der Bar Maria, einer Kneipe in Heidelberg, die für preiswertes Bier bekannt ist und dafür, dass man es gleich aus der Flasche trinkt. Robert Ernst, 55, ist von der Arbeit hergekommen. Er trägt das orangefarbene Dienst-T-Shirt mit dem Aufdruck der Supermarktkette, in deren Filiale er morgens ab halb sechs für 5,77 Euro die Stunde putzt und abends von fünf bis acht Uhr Kisten stapelt. In der Zwischenzeit fährt Ernst den Lkw einer Wäscherei.

Robert Ernst (Name geändert) hat Arbeit, aber er ist ziemlich weit unten. Noch vor wenigen Jahren haben er und seine Frau zur Mittelschicht gehört – vorbei. Auf einige Jahre des sozialen Aufstiegs sind bei den Ernsts andere gefolgt, in denen es bergab ging. Und der Abstieg dauert noch an.

Der Abstieg beginnt schleichend

Robert Ernst hat in den siebziger Jahren eine Lehre als Elektriker gemacht, auf dem Abendgymnasium das Abitur nachgeholt, ein paar Semester Physik studiert und sich dann selbstständig gemacht. In den achtziger Jahren hat er »einige Zeit recht gut« davon gelebt, dass er kaufmännische Software programmierte. Seine Frau Wilma, eine gelernte Näherin, die auf Kauffrau umschulte, stieg bis zur Leiterin einer Supermarktfiliale mit acht Angestellten auf. Drei Kinder haben die Ernsts großgezogen, sie sind heute erwachsen. In den späten neunziger Jahren fühlten sich die Eheleute rundum etabliert – und traten in die SPD ein. Sie machten Wahlkampf für Gerhard Schröder und sein Programm der »Neuen Mitte«. Und sie kauften sich ein Haus auf Kredit.

Der Abstieg der Familie begann schleichend. Robert Ernst erfuhr, dass man mit seinem Lebenslauf »ab 45 keine feste Stelle mehr kriegt«. Er nahm Jobs als Handlanger an, die ihm 800 Euro im Monat einbringen. Genug, solange seine Frau 1800 Euro netto im Supermarkt verdiente. Aber 2003 erkrankte Wilma Ernst und verlor die Stelle. Heute bekommt sie als Rehabilitandin Übergangsgeld von der Rentenversicherung, derzeit 1230 Euro. Im Juni wird sie auf Sozialhilfeniveau sinken, wenn sie keinen Job findet. »Ich bewerbe mich seit drei Jahren«, sagt sie.

Die Horrorvorstellung der Ernsts: dass sie die 500-Euro-Raten nicht mehr aufbringen können und ihr Haus verkaufen müssen. Dass sie zu »Abschmelzern« werden. So heißen im Jargon der Sozialarbeit Leute aus besseren Verhältnissen, die nach und nach das meiste aufbrauchen müssen, bevor sie Arbeitslosengeld II bekommen. So ist das seit der Hartz-IV-Gesetzgebung der Regierung Gerhard Schröders, für den sich das Ehepaar Ernst einst starkmachte.

Abstiegsgeschichten wie die der Familie Ernst aus Heidelberg kennt inzwischen fast jeder. Immer mehr deutsche Wohlstandsbürger fürchten, ein ähnliches Schicksal zu erleiden. Gut 60 Prozent der Deutschen zählen sich zur »Mittelschicht«, viele sind in Sorge um ihren sozialen Status. Ein »Klima der Verunsicherung« beobachtet der Kasseler Soziologe Heinz Bude. Über die »bedrängte Mitte« schreibt der liberalkonservative Verfassungsrichter Udo Di Fabio. Die »Angst, die die Bürotürme hinaufkriecht«, beschäftigt den Münchner Sozialforscher Stefan Hradil. Und die Bad Homburger Herbert-Quandt-Stiftung finanziert ein Forschungsprogramm über die »Zukunft der gesellschaftlichen Mitte in Deutschland«.

Der Soziologe Ulrich Beck (Die Risikogesellschaft) bringt es auf den Punkt: »Die Angst vor Armut ist von den Rändern der Gesellschaft zur Mitte gewandert.« Das neue Gefühl: Es kann jeden treffen. Nicht der Klimawandel oder der Terrorismus verbreiten hierzulande die meiste Angst, am größten ist die Furcht vor dem sozialen Abstieg. Nichts beunruhigt die Deutschen dabei mehr als die Tatsache, dass selbst bei Unternehmen, denen es gut geht, die Arbeitsplätze nicht mehr sicher sind. 72 Prozent der Bundesbürger finden das unheimlich, ermittelte das Institut für Demoskopie Allensbach.

Allianz, Telekom, Siemens – einst verheißen solche Namen maximale Jobsicherheit, heute lösen sie mit ihren Konzernumbauten vor allem gesellschaftliches Unbehagen aus. Die Reizwörter lauten Rationalisierung und Globalisierung. Bemerkenswert schnell mündete die Debatte über die Unterschicht, die im Herbst ausbrach, in eine Diskussion über die Nöte der Mitte. SPD-Chef Kurt Beck will sich verstärkt um die »Mitte der Gesellschaft« kümmern. Und Guido Westerwelle positioniert seine FDP als Partei für die »vergessene Mitte«.

Wer ergründen will, wie die Menschen mit dieser Angst umgehen, wird in Heidelberg fündig, dieser Musterstadt deutscher Bürgerlichkeit, wo hübsche Einfamilienhäuschen den Neckar säumen und die Warmmiete für eine 100-Quadratmeter-Wohnung fast überall bei 1000 Euro liegt. Die Mehrheit der Bevölkerung hat mit der Universität oder den privaten Instituten und Kliniken zu tun.

In der Tanzschule Nuzinger arbeitet Isabella Sulzmann als Lehrerin. »85 Prozent der jungen Leute, die hier tanzen, sind Gymnasiasten, die meisten haben Elternhäuser aus der gehobenen Mittelschicht«, sagt sie. Zu jedem Anfängerkurs gehört die »intensive Einführung« in das richtige Grüßen, Essen, Anziehen und Smalltalken. Sulzmann hat sich auf dieses Thema spezialisiert und ist auf Gold gestoßen. Ihr Tischsitten-Training im nahen Grand-Plaza-Hotel, Benimmunterricht für Auszubildende, für Burschenschaften und für mittlere Manager – alles ausgebucht. Trendforscher haben Vergleichbares in der ganzen Republik beobachtet: die »neue Bürgerlichkeit«, jene gesellschaftliche Mode, zu der Benimmkurse genauso gezählt werden wie Gehorsam in der Schule, das Krawattetragen und das Hausmusizieren, das Heiraten und das Kinderkriegen.

Karin Schuster, deren 15- und 17-jährige Söhne in die Tanzschule Nuzinger gehen, möchte ihren wahren Namen nicht in der Zeitung lesen, weil sie ihre Familie nicht als »Gewinner« einer sozialdarwinistischen Auslese dargestellt wissen will. Das Fortkommen ihres Nachwuchses liegt ihr gleichwohl sehr am Herzen. »Unser ältester Sohn kommt jetzt in die Internationale Schule. Da bewegte ihn schon: Gucken die auch, wie ich esse?« Man kann die Formen der neuen Bürgerlichkeit als Vorboten eines »Kokon-Szenarios« für die deutsche Mittelschicht sehen, wie es der Politikwissenschaftler Kai Wegrich vom Forschungsinstitut Rand Europe in Berlin beschrieben hat: Versuche einer Abgrenzung nach unten, die über Formen und Symbole einen Rest an wirtschaftlicher Sicherung bewahren soll. Selbstvergewisserung und Erkennungszeichen, eine Art Mitgliedsausweis für den Club der Bessergestellten.

Was kann ich mir noch leisten?

Selbst viele von denen, die es sich nicht mehr leisten können, halten an der bürgerlichen Lebensweise fest, solange es geht. Thomas Seethaler kennt sich aus, er ist Schuldnerberater bei der Caritas. »Arbeitslosigkeit ist zwar der häufigste Grund für eine Überschuldung, aber 37 Prozent meiner Klienten haben ein Arbeitseinkommen. Und es kommen mehr und mehr aus der Mittelschicht. Zehn Prozent haben eine Hochschulbildung.« Auch das ist Teil eines bundesweiten Trends, den Wirtschaftsauskunftsdienste bestätigen. Bei Seethaler sitzen höhere Angestellte, Facharbeiter, Wirte oder klei-

ne Informatikunternehmer – darunter viele mit Brüchen in der Biografie.

Den Job für's Leben, die Frau für's Leben hat heute kaum einer mehr

Oft sagt Seethaler den Ratsuchenden unangenehme Dinge: »Wenn sie Anfang oder Mitte 40 sind, dann finden die nix anderes mehr, ist es vorbei mit dem gesellschaftlichen Wiederaufstieg. Dann muss ich mit den Leuten diskutieren, was sie sich ab jetzt noch leisten können.« Da geht es um den Wechsel in eine billigere Wohnung, den Verzicht auf das Auto, die Kündigung von Versicherungen. »Da gibt es Leute, die kommen mit Schulden zu mir und zahlen weiter in ihren Bausparvertrag ein!«, klagt Seethaler, obwohl er das auch verstehen kann. »Die Leute wehren sich dagegen, Dinge zu tun, die klare Zeichen sind: Es geht jetzt bergab.«

Die Hartz-Reformen können das Leben hart machen für diejenigen, die mal was hatten. »Unter der Mittelschicht tut sich ein tiefer Graben auf, in den man wirklich reinfallen kann«, sagt ein Schuldnerberater beim Paritätischen Wohlfahrtsverband. Da gibt es den Ingenieur Ende 40, der einen Ein-Euro-Job auf dem Recyclinghof hat und Elektrogeräte auseinandernimmt. Den früher erfolgreichen Gastronomen, der als Museumswächter arbeitet. Den Staubsaugervertreter, der ein Lebensmittelgeschäft in der Innenstadt besaß. Ob solche Geschichten repräsentativ sind oder nicht – ihren Eindruck in der Gesellschaft haben sie hinterlassen.

Mehr über diesen sozialen Klimawandel erfährt man auf einem Berg am Neckarufer, wo das Forschungsinstitut Sociovision seinen Sitz hat. Es ermittelt für Kunden aus Industrie und Marketing, worüber in Deutschlands Wohnzimmern diskutiert wird und wie die Menschen über die Zukunft denken. Den Trend hin zur demonstrativen Bürgerlichkeit kennen sie bei Sociovision gut. Derlei könne zum umfassenderen Trend des Re-Grundings gezählt werden, erklärt der Sozialexperte Berthold Bodo Flaig, einer Neigung zur gesellschaftlichen Rückversicherung in Zeiten der Angst. Daneben gehe es um »Selbstaufrüstung«, den Wunsch nach Selbstverbesserung, um in schwierigen Zeiten zu bestehen. »Man will sich wappnen vor dem Absturz«, sagt Flaig.

Gerade der Kleinbürger ist ein ängstlicher Mensch und stets bemüht, sich nach unten abzugrenzen. »Diese Gruppe hat einfach eine hohe Sensibilität für das Thema Abrutschen«, fügt Institutschef Thomas Perry an. Die Mittelschicht habe sich vom Geist des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieges verabschiedet. »Das Verhindern des Abstiegs ist seit den neunziger Jahren das Modell geworden«, sagt Perry.

Kein Wunder, denn für viele verbessert sich wenig. Bereinigt um Inflation und Abgaben, verdient der durchschnittliche Arbeitnehmer heute nicht mehr als vor sechs Jahren und etwas weniger als vor sechzehn Jahren – und das, obwohl die Anforderungen am Arbeitsplatz härter wurden. Den zusätzlichen Wohlstand schöpften indes die Vermögenden ab.

In den goldenen fünfziger bis siebziger Jahren gab es einen ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag: Es würde allen besser gehen. Schon Konrad Adenauer war um eine Politik des sozialen Ausgleichs bemüht und begründete damit Erwartungen und Anspruchsdenken. »Die CDU wurde zum Garanten des kleinbürgerlichen Justemilieu«, schreibt der Göttinger Politologe Franz Walter, »zur Schutzmacht der Langsamkeit, der Zufriedenheit, der Vorsicht, der Sicherheit.« 1953 machte der Soziologe Helmut Schelsky in Deutschland eine »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« aus. Karl Martin Bolte verglich die Sozialstruktur 1966 mit einer Zwiebel – dick in der Mitte, aber oben und unten schmal.

Auch in den Jahrzehnten nach Adenauer wurde Politik in erster Linie für die Leute in der Mitte gemacht: Eigenheimförderung, Lohnfortzahlung für kranke Arbeitnehmer und eine

großzügige Arbeitslosenunterstützung, die sich nach dem früheren Einkommen bemaß. Erst mit Gerhard Schröders Agendapolitik änderte sich das, und die Große Koalition setzt die neue Linie vorsichtig fort. Jetzt ist die Eigenheimförderung weg, die Pendlerpauschale gekürzt, und Arbeitslose aller Klassen drohen auf das Niveau des Existenzminimums zu geraten.

Oder sie lassen sich auf die Achterbahnfahrt mit neuen Arbeitsformen ein. Globalisierung und technischer Fortschritt, der Umbau vieler Unternehmen und das Outsourcing habe jene Gruppe ausgeweitet, die von Soziologen als das »Prekariat« bezeichnet werden. Das sind 25 bis 30 Prozent der Bevölkerung, die ihren Wohlstand als einen Zustand auf Zeit betrachten, für die Berufs-, Familien- und Gesundheitssituation so instabil sind, dass ein Schicksalsschlag sie auf Sozialhilfeniveau absinken lassen kann. Früher war ein Aufstieg meist möglich, wenn man gut gebildet war und sich anstrengte. Heute gibt es kaum mehr sichere Karrieren. Gut situierte Eltern machen die Erfahrung, dass ihre fleißigen und studierten Sprösslinge keinen Job finden und jahrelang in unterbezahlten Praktikumsstellen verharren. Das Studium garantiert kein Einkommen, das weit über dem des erfolgreichen Facharbeiters liegt.

Ob die Abstiegsängste berechtigt sind, ist unter Experten umstritten. Der Soziologe Stefan Hradil sieht in den Sorgen der Mittelschicht einen »subjektiven Tatbestand«. In Wahrheit wachse der Anteil derer in der Einkommensmitte. Zwar sanken immer wieder Menschen in die Armut ab, aber deren Zahl habe sich »seit 1983 nicht wesentlich verändert«. Ähnlich sieht es Gert Wagner vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin, das seit 22 Jahren das Wohlergehen von 12000 Haushalten verfolgt. Einen Abstieg in Massen gebe es nicht. Wagners Vorhersage: »Wenn der Wirtschaftsaufschwung sich nicht abkühlt, wird die ganze Debatte in einem Jahr vergessen sein.«

Wirklich? Viele derer aus der Einkommensmitte erleben jedenfalls, wie der Druck steigt. »Viele Angestellte sehen: Es wird mehr von ihnen gefordert«, sagt der Soziologe Martin Kronauer von der Fachhochschule der Wirtschaft in Berlin. Längere Arbeitszeiten, eingefrorene Gehälter und eine zunehmende Belastung sind die neue Norm, dazu ein wachsendes Gefühl der Ohnmacht: »Ob die Firma Arbeitsplätze abbaut, ob man im Alter etwas hat, alles hängt mehr von den Aktienmärkten ab als von der individuellen Leistung.«

Trotz Ehrgeiz und Abmühen der Blick in eine ungewisse Zukunft

Besonders bitter ist Unsicherheit für Menschen, die sich ihren Status erkämpft haben, »berufliche und soziale Aufsteiger, die nach den Mühen der Vergangenheit nun mit der Ungewissheit der Gegenwart und der Fragwürdigkeit der Zukunft konfrontiert sind«, wie der Hamburger Soziologe Berthold Vogel formuliert.

Die Angst der Mittelschicht hat in unterschiedlichem Ausmaß alle Industriestaaten erfasst. Während in China oder Indien neue Mittelschichten heranwachsen, herrscht bei den Etablierten des Wohlstands ein gewisser Katzenjammer. In Frankreich ist die Zukunftsangst der Mittelschicht zum politischen Thema geworden, seit beim Referendum zur Europäischen Verfassung im Mai 2005 auch Gegenden mit einem hohen Anteil an Angestellten, Beamten und Freiberuflern mit Nein gestimmt haben. Ein Grund, sagen Soziologen, ist das gebrochene Versprechen von der Leistung, die sich lohne. In Japan gilt das Ideal einer klassenlosen Gesellschaft noch, aber Gräben tun sich trotzdem auf. Die Einkommensunterschiede wachsen. Eine Umfrage der Zeitung Nihon Keizai Shinbun ergab, dass sich 37 Prozent aller Japaner mittlerweile der Unterklasse zuordnen und nur noch 54 Prozent der Mit-

telklasse. Vor zwei Jahrzehnten hatten diese Werte bei 20 und 75 Prozent gelegen. Die Entwicklung schreitet in einer Zeit fort, in der nach Jahren der Flaute ein Aufschwung Fuß gefasst hat.

Auch in den USA ist die Bedrohung der Mittelschicht ein Dauerthema. 1989 schrieb die Autorin Barbara Ehrenreich den Bestseller *Fear of Falling – Furcht vor dem Fall*. Ein Jahrzehnt später beklagte der Ökonom Paul Krugman das Ende der amerikanischen Mittelklassegesellschaft.

Sogar auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos sorgte man sich um die Mittelschicht. »Sie ist eindeutiger Verlierer der Globalisierung«, klagte der ehemalige US-Finanzminister Larry Summers – und, so fügten andere hinzu, könnte in ihrer Unzufriedenheit für einen neuen Protektionismus stimmen.

Die Deutschen tun sich nach Einschätzung des hannoverschen Soziologen Michael Vester mit der neuen Unsicherheit schwerer als Amerikaner und Briten. Das »sehr differenzierte System der Berufsbildungen«, das sich noch »aus der mittelalterlichen ständischen Tradition« ableite, behindere das schnelle Anpassen. Viele Bürger hätten »Statusprobleme«, klammerten sich an die Vorstellung eines »standesgemäßen« Einkommens und an repräsentative Symbole und Titel. Bei einigen sei das Sicherheitsbedürfnis so ausgeprägt, dass sie »bis zur Kriecherei« an ihrem Job festhielten, statt sich nach etwas Neuem umzuschauen.

In Heidelberg lebt ein Brite, dem das nicht passieren kann. Seit zehn Jahren arbeitet Graham Clack als Clown und Zauberer Mr Graham. Angefangen hat er als Straßenjongleur, dann fand er über Agenturen Auftrittsmöglichkeiten, die ihm mal 150, mal 250, mal 500 Euro einbringen. Clacks Frau arbeitet ebenfalls künstlerisch. Die beiden haben, wie sie sagen, »ein schönes Leben« mit Zeit für die Kinder und Theaterbesuche, einem Mietshäuschen am Philosophenweg und Mitgliedschaft in der Sozialversicherung für Künstler. Zukunftsangst kennt Clack nicht. Wenn es mit dem Clowngeschäft einmal bergab gehen sollte, »dann werde ich etwas anderes machen«, sagt er.

© DIE ZEIT, 15.02.2007 Nr. 08

<http://www.zeit.de/2007/08/Mittelschicht-Deutschland>

Kleine Lösungen

Handeln heißt anfangen können. Wie lassen sich in einer Welt, der die Arbeit ausgeht, soziale Kräfte bündeln und gestalten? Dabei sollten KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen mitmischen: Wege und Umwege in die Kulturgesellschaft. Ein Plädoyer

Von Adrienne Goehler

Es steht uns frei, die Welt zu verändern und in ihr Neues anzufangen. Hannah Arendt

Die Kulturgesellschaft ist ein Entwurf ins Offene, der auf die Gestaltung einer gesellschaftlichen Wirklichkeit zielt. Das Verständnis einer Kulturgesellschaft folgt keiner Einheitslogik, denkt nicht in Fläche, auch nicht in Flächentarifen, gibt dem weisen, etwas in Vergessenheit geratenen Gedanken von „think globally, act locally“ eine veränderte Plattform, meint die ganze Fülle gesellschaftlich konkreter Erfahrungen und die Absicherung von deren Grundlagen.

Kulturgesellschaft ist eine Haltung. Wenn auch noch nicht erkennbar etabliert, so ist sie doch zunehmend bei jenen anzutreffen, die ihr Dasein als verpflichtete und verrechtete StaatsbürgerInnen ungenügend empfinden, die versuchen, diesem Zustand mit noch individuellen Strategien zu entkommen.

Der deutsche Sozialstaat hat sich darauf beschränkt, den Reichtum der Gesellschaft an materiellen Lebensvoraussetzungen und Karrierechancen so zu verwalten, dass ein gewisser Ausgleich für die ökonomischen Unterschiede gewährt wurde und alle sich irgendwie leidlich aufgehoben fühlten. Diese Konstruktion von Sozialstaat war auch zu seiner Blüte eine Passivität erzeugende. Richard Sennett nennt diese verwaltete Gesellschaft einen „Ammenstaat“. Der Formel, „alle werden irgendwie versorgt, müssen dafür aber hinnehmen, verwaltet zu werden“, fehlt inzwischen die Voraussetzung. Es gibt die Versorgungshoffnung nicht mehr, der Staat aber verwaltet, berechnet, bemisst weiterhin, rekurriert immer noch auf den vollzeitbeschäftigten männlichen Ernährer, der als verlässliche Größe nicht mehr existiert, und vernebelt das Faktum, dass in den Hochpreisländern Vollbeschäftigung nicht mehr zu haben ist.

Die postindustrielle Gesellschaft hat uns allerdings die Industrialisiertheit der Lebensformen und -umstände hinterlassen. Wir leben im Schatten dieser Strukturen, die die öffentliche Verwaltung prägen: Standardisierung bis hin zu der Vereinheitlichung der Bedürfnisse als die immer gleiche Antwort auf Fragen nach Produktionsweisen, Gestalt der Produkte, Organisation menschlicher Tätigkeiten und Fähigkeiten. Noch hallen die Versprechungen der Industriegesellschaft so nach, ist die Angst vor Verlust dieser Art von Arbeit so groß, dass das Verschwinden ihrer materiellen Basis, geschweige denn die mit dem Verschwinden einhergehenden Bevormundungen noch nicht in das Bewusstsein einer Mehrheit rücken konnten.

Wir leben in Zwischenzeiten: einerseits politische Großlösungen, die monoton, monothematisch und eher hilflos auf den unaufhaltsamen Verlust klassischer Erwerbsarbeit reagieren, andererseits eine erhebliche Zunahme von Arbeitsplätzen im kreativen Bereich, im Dritten Sektor, in NGOs, so dass wir gleichzeitig von einer ökonomischen und sozialen Basis einer Gesellschaft sprechen können, die mehr und anderes sucht als die Verwaltung ihres Mangels.

Es ist Zeit, die Pluralität aufzunehmen, die eine sich verändernde Gesellschaft im Positiven wie im Negativen schafft, ihre Chancen zu erkennen und ihnen zu entsprechen, die Möglichkeiten fortzusetzen, die das zum Vorschein Kommen-

de bereithält, und sie zu gestalten und durchlässig zu machen für den erweiterten gesellschaftlichen Gebrauch. Der Großlösungen ebenso überdrüssig wie dem Nachweinen des Vergangenen, die Gerechtigkeitsdiskussionen so trocken wie falsch findend, schöpft eine Kulturgesellschaft aus den brach liegenden Potenzialen ihrer Mitglieder, beobachtet, denkt und erfindet Gesellschaft weiter. Gesellschaft lebt von Einmischung und zivilem Ungehorsam, von Modellen, Beispielen, die aus den sozialen und intellektuellen Versicherungssystemen ausbrechen. Die kulturellen Räume der bildenden Kunst und des Theaters, der Musik und der Literatur, der Universitäten und der anderen Einrichtungen des Forschens und Erprobens, auch der Schule, sind die traditionellen Orte der Vergegenwärtigung dessen, was war, ist und sein könnte. Und dabei muss es auch darum gehen, den künstlerischen und wissenschaftlichen Diskurs als ein Erkenntnisinstrument und Movens zur Veränderung im Hinblick auf den globalisierten Ökonomismus zu verstehen.

Das kreative Potential liegt überall

Der Entwurf der Kulturgesellschaft lässt sich von der Frage leiten, welche soziale und ökonomische Entwicklung wir im Land brauchen, die identitätsstiftend in die Gesellschaft hinein und über sie hinaus wirken kann; von der Frage, welche ökonomischen Strukturen lebendige Beziehungen zwischen den Menschen freigeben, den Beziehungen der Menschen zu ihren eigenen Bedürfnissen wie zu ihrer Phantasie, zwischen geschichtlichen Lebensformen und denen der Natur. Es geht um eine Kultur der Differenz in der Demokratie, um ihre aktive Weiterentwicklung und ein gemeinschaftliches Ringen um Freiheiten, die heute unter die Räder eines primär ökonomisch motivierten, kurzatmigen Pragmatismus geraten. Es geht darum, Lebendigkeiten zu ermöglichen, die eine Lebensqualität erzeugen, mit neuen Modellen gesellschaftlich und ökonomisch relevanter Tätigkeiten und der Schaffung neuer Arbeitsplätze im kreativen - also künstlerisch-wissenschaftlichen - Bereich, die zugleich auch eine Erweiterung des kulturellen sein kann.

Handeln heißt anfangen können, oder, wie es Hannah Arendt formuliert hat: „Was den Menschen zu einem politischen Wesen macht, ist seine Fähigkeit zu handeln; sie befähigt ihn, sich mit seinesgleichen zusammenzutun, gemeinsame Sachen mit ihnen zu machen, sich Ziele zu setzen und Unternehmungen zuzuwenden, die ihm nie in den Sinn hätten kommen können, wäre ihm nicht diese Gabe zuteil: etwas Neues zu beginnen.“

Wir brauchen Umschichtungen hin zu Ressort und Disziplinen übergreifenden Töpfen bei den Arbeitsagenturen, Töpfe, auf die sich Arbeitsuchende mit einem Projekt bewerben können. In den Künsten und Wissenschaften sind damit viele Erfahrungen gesammelt worden, auch mit Auswahlkriterien, die leicht auf andere Bereiche zu erweitern wären.

Wir brauchen solche Projekttöpfe eiligst in den Schulverwaltungen, da wir offenkundig einen akuten Mangel an 10.000 Lehrerinnen in Deutschland haben und die Zahl der Lehramtsstudierenden beunruhigend sinkt. Gleichzeitig haben wir eine Fülle an gut ausgebildeten KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen mit ebenso vielen Ideen, die dadurch, dass sie nicht von institutionalisiertem Denken und Tun geprägt sind, ein anderes Lernen initiieren und begleiten können.

Dabei ist die Mehrzahl der KünstlerInnen an das unfreiwillig gewöhnt, was prekäre Arbeitsverhältnisse genannt wird, an Arbeitsformen, die dem klassischen Muster von Lohnarbeit nicht mehr entsprechen. Sie bilden die „Avantgarde“ einer Entwicklung, an die sich die Lebens- und Arbeitsweise von immer mehr Menschen in der Bevölkerung angleichen werden. Sie haben einen Erfahrungs- und Leidensvorsprung darin, Arbeit nicht nur eindimensional über den Erwerb zu

denken, sondern andere (Selbst-)Beschäftigungsformen einzugehen. Die Gesellschaft als Ganze ist aber noch nicht auf das Verschwinden der herkömmlichen Arbeit vorbereitet. Deshalb wird es darauf ankommen, neue Modelle zu erfinden, die einen gesellschaftlichen Mehrwert erzeugen, die Verbindungen und Kooperationen zwischen den noch voneinander abgegrenzten gesellschaftlichen Bereichen suchen und Mischformen generieren, die aus unterschiedlichen Denk- und Lebenswelten kommen, für die KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen Kompetenzen entwickelt haben.

Der Entwurf einer Kulturgesellschaft lädt ein, zu begreifen, dass andere Formen als die Lohnarbeit zur Bedingung gesellschaftlicher Anerkennung gemacht werden müssen. Er lädt dazu ein, die Arbeit als sinnvolle Tätigkeit zu retten, aber nicht alles, was nicht Erwerbsarbeit ist, als sinn- oder bedeutungslos oder als nicht vergütbar zu erachten. Sonst bleiben wir in den Strukturen einer überkommenen Arbeitsgesellschaft stecken.

Handeln heißt verändern können. Die gesellschaftsverändernden Bewegungen der letzten Jahrzehnte in der Bundesrepublik sind immer auch aus einem Mangel entstanden, aus einem Mangel an Anerkennung, Beachtung, Gleichheit, Chancen und Gerechtigkeit. Aber auch die Kraft des Verändernden kann erstarren, wie die 68er-Generation lehrt; deshalb gehört das Ringen darum, Veränderndes lebendig zu halten, ebenso zum Entwurf der Kulturgesellschaft, wie die Grundsätze immer weiter auf ihre Beziehungen zu hinterfragen und durch heterogene Bewegungsformen Durchlässigkeiten zu ermöglichen.

Dazu gehört auch, wach zu halten, dass gerade die unterschiedlichen Aktivitäten von Nichtregierungsorganisationen, von kleinen Netzwerken zur Bekämpfung der unterschiedlichsten Formen von Diskriminierung, Benachteiligung und Unterdrückung wesentlich durch das Engagement von Frauen entstanden sind. Nicht dass dieses Engagement nicht auch Verkrustungen unterläge. Aber es ist und bleibt ein Verdienst von Frauen, ihre im erzwungen Privaten kultivierten Fähigkeiten ins Gesellschaftliche, ins Ökonomische und ins Politische getragen zu haben. Der Slogan „Das Private ist politisch“ meinte immer auch, eine ganzheitliche Sichtweise von Welt zu haben, das Öffentlichmachen von Konfliktpotenzial, um verfestigte Strukturen wieder zu verflüssigen und Verbindungen zwischen Getrenntem, Ressortiertem herzustellen.

Die Kulturgesellschaft, die sich als gestaltend versteht, kommt also einfach nicht ohne die Künste und Wissenschaften aus, von ihnen ist das Denken in Übergängen, Provisorien, Modellen und Projekten zu lernen. Damit sie aber ihre Möglichkeiten gesellschaftlich verbreitern können, brauchen sie ein Gegenüber in der Politik. Es ist möglich, dass sich bald ablesen lässt, dass in Projektzusammenhängen zu arbeiten die der heutigen Zeit angemessenere Form der Existenz ist, weil sie sich mit anderen Lebenstätigkeiten verbinden lässt und die kollektive Herausforderung darin besteht, andere Formen von Kontinuitäten zu (er)finden, andere Mischungsverhältnisse von Kontinuität und Wechsel. Ich glaube, diese kämen auch einem Schutzbedürfnis der Menschen entgegen, wenn ich das hier etwas unvermittelt sagen darf. Wir müssen Hochschulen, Schulen, Unternehmen und Verwaltungen für solche experimentellen Selbstverhältnisse öffnen, wir brauchen das Kultivieren von Durchlässigkeiten, Unterbrechungen, der immer wieder neuen Möglichkeit des sich anderen Erfahrungen Aussetzens. Ich gehe so weit zu sagen, anders kann man seinen Job auf Dauer auch nicht gut machen.

Falk Richters Inspirationsquellen:

- ⇒ Jean Beaudrillard: Photographies 1985 – 1998. Der französische Philosoph und Medientheoretiker widmete sich neben seinen Studien zur Postmoderne auch der Fotografie. Einen eindrucksvollen Einblick gibt dieser Band.
- ⇒ Peter Bialobrzeski: Neon Tigers – Photographs of Asian Megacities. Der Fotograf Bialobrzeski fängt sieben asiatische „Tigerstädte“ ein: im Übergang von Tag und Nacht, großformatig abgebildet. Zwielflicht und Neonlicht der Megacities treffen aufeinander.
- ⇒ Richard Sennet: Der flexible Mensch.
- ⇒ Camille de Toledo: Goodbye Tristesse. Bekenntnisse eines unangenehmen Zeitgenossen.
- ⇒ Michael Wolf: Hong Kong.

Weiterführende Literatur:

- ⇒ Elmar Altvater: Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen – Eine radikale Kapitalismuskritik.
- ⇒ Sabine Bode: Die deutsche Krankheit – German Angst. Bode versammelt Interviews mit Politikern, Managern, Schriftstellern und Journalisten in ihrem Band. Essenz: Verdrängte Ängste der Kriegsgeneration haben sich über Generationen weiter fortgepflanzt, statt verarbeitet zu werden.
- ⇒ Anja Dürrschmidt (Hrsg.): Falk Richter – Das System. Materialien, Gespräche, Textfassungen zu *Unter Eis*. In dem Band mit Audio-CD finden sich alle wichtigen Materialien zu Falk Richters Theaterstück.
- ⇒ Gabriele Gillen: Hartz IV. Eine Abrechnung. Wortgewandte WDR-Journalistin klärt auf über die Folgen der Arbeitsmarktreform und den Zusammenhang zwischen Globalisierung und das Verschwinden des Sozialstaates. Die andere Seite von *Unter Eis*.
- ⇒ Adrienne Goehler: Verflüssigungen: Wege und Umwege vom Sozialstaat zur Kulturgesellschaft. Adrienne Goehler zeigt Wege, das kreative Potenzial einer Gesellschaft nutzbar zu machen, die Trennung von Politik und

Kultur in unserer Wissensgesellschaft zu „verflüssigen“, damit ein gesellschaftlicher Wandel tatsächlich von statten geht.

- ⇒ Bettina Knauer/Peter Krause: Von der Zukunft einer unmöglichen Kunst. 21 Perspektiven zum Musiktheater.
- ⇒ Helmut Lachenmann: Musik als existentielle Erfahrung Schriften.
- ⇒ Frieder Reininghaus, Katja Schneider (Hrsg.): Handbuch der Musik im 20. Jahrhundert. Band 7: Experimentelles Musik- und Tanztheater.
- ⇒ Falk Richter: Unter Eis (Theaterstücke 1993-2004). Ein Kompendium seiner wichtigsten Theatertexte.
- ⇒ Fritz Riemann: Grundformen der Angst: Eine tiefenpsychologische Studie. Klassiker aus den 1960er Jahren. Zwischen Schwer- und Fliehkraft eingespannt, erfährt der Mensch vier grundlegende Forderungen, die Angst auslösend wirken. Aus diesen Grundformen der Angst leitet Riemann vier Persönlichkeitsstrukturen ab, die jeder Mensch in sich trägt. Der Mensch, der einen Ausgleich zwischen diesen polaren Gegensätzen in sich schafft, ist nach Riemann gesund.
- ⇒ Hajo Schumacher: Kopf hoch, Deutschland. Optimistische Geschichten aus einer verzagten Republik. Jeder ist seines Glückes Schmied. Nicht jammern und meckern, sondern handeln! Schumacher liefert Geschichten von Menschen, die es einfach mal gemacht haben.
- ⇒ Fritz B. Simon: Gemeinsam sind wir blöd!?: Die Intelligenz von Unternehmen, Managern und Märkten.
- ⇒ Klaus Werner: Schwarzbuch Markenfirmen – die Mächtigsten der Weltkonzerne
- ⇒ Martin Zeller: Vierhundertzwölf Vierhundertzweiunddreissig. Industrielandschaft Rhein. Fotografien von Martin Zeller. Der Fotobildband diente dem Bühnenbildner Alex Harb als Inspirationsquelle.
- ⇒ Jean Ziegler: Das Imperium der Schande. Ziegler zeigt die Auswirkungen unseres westlichen Lebensstils in der südlichen Erdhalbkugel auf.

Das Copyright verbleibt bei den jeweiligen Autoren. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung von taz-Verlag, DIE ZEIT-Verlag, Theater der Zeit-Verlag.

Kultur Ruhr GmbH, Leithestraße 35, D-45886 Gelsenkirchen. jungetriennale@kulturruhr.com
Redaktion: Miriam Wanisch